

Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

010335/  
II 1846

475.

Das

# Westphälische Dampfboot.

Eine Monatschrift.

Redigirt

von

J. g.

Dr. Otto Lüning.

Zweiter Jahrgang.

Juli.

Ervinger Levetábins

Preis pro Jahr 2 Thlr. 15 Sgr.

Bielefeld, 1846.

Verlag von A. Helmiß. — Druck von J. D. Küster, Witwe.

Aufgeschnittene Exemplare werden unter keiner Bedingung zurückgenommen.



010335





1. 2

## Robert Owen über Erziehung.

(Schluß.)

Die mittleren Klassen leiden in gleicher Weise durch die Umstände, in denen sie sich befinden. Die Eltern sind oft vom Morgen bis Abend durch ihr Gewerbe, ihre Beschäftigung in Beschlag genommen. Diese nimmt gewöhnlich den größten Theil ihrer Zeit, ihre ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch, denn sonst geht ihre Familie zurück. Die Kinder werden also Aufsehern, Hofmeistern und Gouvernanten anvertraut oder öffentlichen Schulen. Wie es mit ersterer, mit der Privaterziehung bestellt ist, weiß Jeder. Aber auch in den öffentlichen Schulen erlangt das Kind keine richtige Kenntniß seiner selbst, seiner Gattung. Sucht man etwa in sein Gemüth die Menschenliebe einzupflanzen, eine aufrichtige Liebe zu seinen Mitmenschen, das brennende Verlangen ihrer Wohlfahrt, ihr Glück zu befördern? Analysiren wir die Umstände, in denen die Kinder sich befinden, denen gemäß sie erzogen werden, so sehen wir, daß sie nothwendiger Weise über die Natur des Menschen im Unklaren bleiben, daß sie nur feindliche Gefühle gegen einen großen Theil ihrer Mitmenschen einsaugen müssen. Bald kommen sie mit den Interessen ihrer Umgebung in Widerstreit, diese scheinen ihrem eigenen Interesse zu widersprechen. Sie bereiten sich vor, dieser Opposition entgegenzuhandeln. Nach und nach bekommen sie die Eigenschaften ihrer Gegner, die sie bekämpfen, die natürliche Aufrichtigkeit geht verloren; sie verstellen sich und benutzen jeden schönen Vortheil (wie man es nennt), jede Gelegenheit, die sich ihnen darbietet, um auf Kosten ihrer Mitbrüder zu steigen. Über den Betrogenen wird nur gelacht! Das ganze Handelssystem der Welt ist gegenwärtig nichts als eine viel verzweigte Kombination feindlicher Interessen, es führt nur zu endlosen Chikanen und Betrügereien. Der Betrug ist der Lebensathem des jetzigen Handels, seine Würze. Auch alle anderen Lebensrichtungen sind jetzt nur eine fruchtbare Quelle von Streit, die Konkurrenz herrscht überall, damit die Gemeinheit; die schönsten natürlichen Anlagen werden corrumpt, der klare Verstand wird nur umnebelt. Nur ein außerordentliches Zusammentreffen der günstigsten Umstände erlaubt noch einzelnen Individuen, sich von dieser Sklaverei zu emanzipiren, die ihrer Intelligenz, ihren Gefühlen und Handlungen aufgebürdet ist. So wachsen die jungen Generationen aus den höhe-

ren und mittleren Ständen. Wie ergeht es nun des armen Mannes Kind? Welch Schicksal droht seinen höheren Jahren?

Von der Stunde der Geburt dient alles, was den Armen umgiebt, nur dazu, ihn niederzudrücken, die menschliche Natur zu verschlechtern, zu ersticken. Seine ganze Umgebung macht ihn schwach gegen die Versuchung; je älter er wird, desto mehr wachsen rund um ihn herum die Versuchungen. Wo, würde ich fragen, klänge es nicht wie lauter Spott, wo sind die Annehmlichkeiten, wo ist das Glück der Hütte des armen Mannes? Sie existiren nur in der Einbildung von Phantasten, die keinen Schritt ins Leben hinauswagten, von Theologen, welche die Armut für den raschesten und sichersten Weg ins Himmelreich ausgeben, sich selbst aber so gut wie möglich versorgen! Wirklich, Alles was das Kind des irischen Landmanns fühlt, hört und sieht, kann es nur davon überzeugen, daß Jedermann gegen es ist, daß es, um nur zu existiren, sich aller Künste und List bedienen muß, die dem Schwachen gegen den Starken zu Gebote stehen. Die Eltern sind fast beständig gezwungen, das Kind zu verlassen, weil sie Nahrung und Feuerung suchen und verdienen müssen, das Kind bleibt allein unter Schmutz und Unordnung zurück, ausgesetzt der Gefahr verbrannt zu werden, wenn in der Hütte noch Feuer genug zurück geblieben ist, oder im Winter zu erfrieren, falls den armen Leuten nicht so viel Späne mehr geblieben sind, um ihre elende Mahlzeit von Kartoffeln zuzubereiten. Die Eltern kehren ermattet zurück, voll von Überdruß von ihrer schlecht dirigirten, nur abspannenden Arbeit; sie kehren zurück im Innersten empört über die erlittenen Bedrückungen, wüthend gemacht durch den Kontrast, der zwischen ihrer eigenen Lage ist und der Anderer, wovon sie eben Zeuge waren. Und doch bleibt ihnen kaum die Zeit, ihre aufgeregten Gefühle durch einen kurzen Schlummer wieder zur Fassung zu bringen, ihr Herz zu stählen, sie müssen von Neuem zu ihrer Zwangsarbeit bei den Reichen. Einem Kinde, das unter solchen Umständen 6 oder 7 Jahre gelebt, sind die besten und schönsten Gefühle, dem ist der feinere Theil seiner Natur schon zertrümmert. Die eigentliche Periode, den Charakter rein zu bilden, geht im wahren Schmutze des Glends vorüber; das Kind ist so erhärtet und verstockt, daß es gewöhnlich einer sehr langen Gegenwirkung der günstigsten Umstände bedarf, diese frühzeitigen Eindrücke zu verwischen, wenn das überhaupt noch gelingt. Ein solches Wesen ist ein für alle Mal entkleidet und beraubt der entzückenden Eigenschaften, die es unter andern Umständen geziert hätten, es ist ein „Auswurf“ der Gesellschaft und der Natur geworden. Wer verarmt, den wirft die feine, ehrenwerthe Gesellschaft, wie ein fremdes, störendes Element aus, das ihr überladener Magen nicht mehr vertragen kann, er hat seine Rolle ausgespielt; wer arm geboren ist, ist von vorn herein von allem ausgeschlossen, man kennt ihn gar nicht, er spielt auf der großen

Bühne gar nicht mit, man gibt ihm nur einen Namen, wenn man ihn gerade braucht als Arbeiter, als Kanonensutter, als Matrosen, er bekommt nur gute Kost und warme Kleidung, wenn er zur Ausrüstung und zum Glanz des Hauses gehört, als Bedienter, Lakai, Hundetreiber oder Kammerzofe. — Bleiben wir bei unserm armen irischen Kinde. Die Noth zwingt seine Eltern es zum Betteln auszuschieken, sobald es nur Beine zum Gehen hat. Vielleicht hat es eine ältere Schwester, die es in ein Paar Lumpen einhüllt und mit durch die Straßen schleppt, um das „gute Herz, das Mitleid der Reichen“ anzuregen. Auf dem Arme trägt die 12jährige Schwester das Kind und unter dem Arm trägt sie dann noch einen Korb mit Schwefelhölzern, farbigen Papierschnitzeln u. s. w., denn sie darf sich nicht geradezu als Bettlerin zu erkennen geben, man muß ihren guten Willen sehen, Handel zu treiben. Ist das Betteln erfolglos, so wird die Noth noch größer, die Eltern lassen das Kind etwas für den unmittelbaren Lebensbedarf stehlen. Das wird zwar bestraft, wird aber nicht auch wiederholtes Betteln bestraft? Ist die Strafe härter, als der „unbestrafte“ Zustand des Verhungerns, des Erfrierens? Was soll das heißen, Entziehung der persönlichen Freiheit, wo keine Freiheit ist; was soll das heißen, Beraubung des Lebens, wo das Leben eine fortwährende Dual ist?

Nun, vielleicht wohnen die Eltern in der Nähe eines mächtigen Eigenthümers, in der Nähe einer Schule, die dieser errichtet hat. Wenn auch noch ein paar Stunden bis dahin sind, das Kind geht hin, hungerig, halb bekleidet, um zu lernen — was? Seltsame, fremde, sinnlose Löhne schlagen an sein Ohr, das Kind erhält einigen Unterricht im Lesen, Schreiben, im Rechnen und Katechismus; es hört von einer besseren Welt sprechen, für die der hiesige sündhafte, irdische Leib zu schlecht ist. Das gilt für eine gute, nützliche Erziehung für ein menschliches Wesen, das kein vernünftiges Buch gelesen hat, kein Papier, keine Feder, seinem Liebsten zu schreiben, das vermöge seines sinnlichen Glückseligkeitstriebes nur begreifen kann, daß es auf dieser Erde so bleiben muß, wie es ist, daß die große Masse zum Unglücke, zu den Entbehrungen, zum Nichtshaben, Nichtssein verdammt ist. 2 oder 3 Jahre Schulunterricht haben seine Eigenschaften nicht ausgebildet, aber wesentlich verschlechtert. Welche nützlichen Kenntnisse hätte das Kind erlangt, mit welchem Vergnügen hätte es einem einfachen intelligenten Manne zugehört, der jede Woche mal spazieren gegangen wäre, ihm die großen Lehrer, die Natur und Kunst, selbst gezeigt hätte, seinen Geist für deren lebendige, schöne Lehren empfänglich gemacht hätte, der das Kind, seiner Neigung gemäß, über ein ihm passendes Gewerbe näher unterrichtet, seiner eigenen Thätigkeit freien Spielraum gelassen, sie nur geleitet hätte. Statt dessen lag es über die schmutzigen Bänke niedergebeugt in dumpfer, niederdrückender Stubenluft, der grimmige Schul-

meister schwang seinen tyrannischen Geistescepter, das hölzerne viereckige Lineal über sein Haupt und befahl ihm seine Gedanken an. Im Anfang war das Wort, ja den Anfang macht die geistige Tyrannei. Der erste Tyrann war ein Schulmeister, selbst ein armer verzweifelter Teufel.

Das Kind wird aus der Schule entlassen. Was soll es anfangen? Kein Mensch nimmt sich seiner an, es hat keine Zeit, die ungenießbaren Speisen zu verdauen oder wieder von sich zu geben, die man ihm eintrichterte, es hat keine Zeit den Schulstaub von seinem Geiste abzuschütteln, schon droht der Rauch und Dunst der Maschinen, die Arbeitshäuser, die furchtbare Kerkerluft. Das Kind ist aus der Schule zum „praktischen Leben“ entlassen. Es blickt um sich, sucht eine Beschäftigung, um sein Leben zu fristen; jetzt kommt erst die rechte Verlegenheit. Alle Branchen sind überfüllt, die große Erde ist zu klein, es ist bereits alles vertheilt, angeordnet — aber wie!? Der Dichter und der Arme können zusehen, sich mit Gedanken und Hoffnungen füttern! Für die, die kaufen können, ist von allen Dingen ein Überfluß da, es wird gehörig gearbeitet und producirt, aber haben und nicht haben ist die Frage, dann kommt die des Seins und Nichtseins. Der Arme sucht einen Tag nach dem andern, Monate, oft Jahre lang nach irgend einer, wenn auch ganz unsicheren, erniedrigenden, in Wirklichkeit nutzlosen Beschäftigung, um sich vor absolutem Hungertode zu schützen. Das ist sein Loos, während er beständig Leute um sich herum sieht, die mit wenig, vielleicht gar keiner Anstrengung, sicher nicht mit einem Zehntel der von ihm angewandten Arbeit und Mühe, der von ihm ausgestandenen Angst im Besitze eines *surplus* aller Dinge sind. Und dies *surplus* wird von seinem Besitzer noch so gebraucht, daß es ihn selbst seiner Gesundheit beraubt, alles wahren lebendigen Vergnügens und Genusses. Doch der arme Mann, der mit dem kleinsten Theile dieses *surplus* glücklich wäre, weiß mit allen seinen Anstrengungen nicht, wie er auf ehrliche Weise diesen schmalen Theil erlangen kann, wie er sich durchschlagen soll. Da die süßen, schönen Neigungen, die die Natur zur Erhaltung der Gattung selbst schuf, da dieser mächtige Lebenstrieb unwiderstehlich ist, da die Liebe nichts von Entfagung weiß, so heirathet er, bekommt Familie. Aber sein Feind, die Arbeitslosigkeit, zieht ihn mit eisernen Krallen zu Boden. Er ist ohne ehrliche Mittel, Weib und Kind, seine Liebsten zu ernähren. Das treibt zum Äußersten. Dem gewaltigen, über Alles erhabenen Gebote der Natur muß gehorcht werden: Alle Menschen sollen leben. Fasse Muth, auch Du sollst leben, ruft ihm klar und laut die Natur zu. Er nimmt vom Überflusse der Andern. Er wird fest genommen, für eine Zeit lang in's Gefängniß gesperrt, losgelassen. Er stiehlt wieder oder mordet, er wird gehangen.

So ist er denn über alles Irdische erhaben. Das ist keine übertrie-

bene Schilderung der Wonne, von der die Hütte des irischen Bauers besetzt ist; die sein idyllisches Leben im rauschenden Walde, auf der grünen, blumigen Wiese, am silberhellen Bache durchwürtzt. Das ist der Effekt der Umstände, die in unsern Tagen ihren schädlichen, überwältigenden Einfluß auf die Bevölkerung dieser Insel beständig ausüben, ungeachtet aller Erfahrungen in den Wissenschaften, seit 6000 Jahren. Auf der einen Seite erzeugt der Reichthum die Überlast falscher Bildung, die einseitige geistige Thätigkeit und Indifferenz, Lebensüberdruß, Überspanntheiten, Krankheiten, Verberben, Selbstmord; auf der anderen Seite wirft die Armuth die Menschen haufenweise und rettungslos in die Hölle. Keiner, der den Alltags-scenen Südirlands jemals beigewohnt, Keiner wird da sein, der nicht einen solchen Zustand der Gesellschaft von der Wurzel aus unzuverfen wünscht. Keiner wird behaupten, daß irgend ein System, welches auch an die Stelle des Herrschenden käme, fatalere Resultate für das Glück der gegenwärtigen, trübere Aussichten für die wachsende Generation darböte. Und sollte auch der Erzfeind, der Satanas selbst, eins ausdenken, es könnte nicht verderblicher sein.

Ich wende mich von dem Trauerspiel, daß die Gesellschaft jetzt auführt, gern ab und blicke zu einer lichtern Zukunft des Menschengeschlechts hin, die es sich selbst schaffen wird. Beständiges Unglück, widrige Schicksale verberben die Menschen, das Glück macht glücklich; werden wir geliebt, freundlich behandelt, so lieben wir selbst und werden aller Menschen Freund. Ist das wahre Prinzip der Bildung des Charakters gekannt und klar bewußt, so wird man nie Härte bei der Erziehung der Kinder anwenden. Sie erscheint mir als grausam, ungerecht. Ungeachtet der lächerlichen Praxis, die bis heute vorherrscht, wird mit keiner ein Beispiel dafür anführen können, daß **Stränge- und Bestrafung mehr verrichten, als durch ein System gut geleiteter, freundlicher Erziehung erreicht werden könnte.** Jedes Kind, wie auch immer sein Charakter sei, wird nach unserem System freundlich behandelt werden. Sollte es einen schlechten oder gemeinen Charakter haben (wie man es gewöhnlich nennt), so müssen wir nur um so mehr Sorge für es tragen, unsre Aufmerksamkeit verdoppeln. Jetzt geht es solchem armen Wesen gewöhnlich anders. Man hat nur Respekt gegen den, der ihn erzwingt, nur gegen den Starken ist man schonend; wo man einen Schwachen steht, wo man eine Schwäche entdeckt, stürzt man darüber her, man verdammt solche Kinder beim ersten Anblick und gibt sie verloren.

Was nun die Art der Mittheilung der Kenntnisse betrifft, so halte ich es am geeignetsten, Anfangs durch sichtbare Zeichen, durch Bilder, Figuren, die Tonkunst auf die Sinne der Kinder zu wirken, durch Unterhaltung mit den Lehrern. Diese Art zu lehren überwiegt bei weitem die gebräuchliche Praxis, nur aus Büchern, aus gedruckten Worten zu lernen. Mit dieser

wird jetzt begonnen, noch ehe das Kind eine angemessene Zahl richtiger und nützlicher Ideen erlangt hat, die es überhaupt zu einem Verständniß befähigen; diese Praxis dient nur dazu dem Kinde Oel zu erregen, sie füllt seinen Kopf mit bloßen Wortkram, mit leeren Ziffern an, es werden dadurch keine Gedanken in ihm erweckt oder ganz irrig. So wird seinen Fähigkeiten geradezu materiell geschadet, seine intellektuelle Ausbildung wird verzögert und verhindert. Kurz, wir müssen der Natur folgen, nicht ihr entgegen handeln. Ein gesundes Kind wird ebenso begierig sein, Unterricht und Kenntnisse zu empfangen, als wir es sein können, ihm sie mitzutheilen. Denn Kindheit ist die Periode, in der die Wißbegierde (wie die Neugierde) am stärksten ist. Jedes Ding, was dem Menschen in seiner Kindheit umgibt, besitzt den Reiz der Neuheit für ihn; was für ein Object sich auch den Sinnen darstellt, es erregt die Wißbegierde des Kindes, concentrirt seine ganze Aufmerksamkeit auf sich; für das Kind hat alles noch frisches Interesse.

Was die mündlichen Unterhaltungen, den lebendigen Verkehr mit den Lehrern betrifft, so ist dafür in unserm neuen Systeme aufs beste gesorgt, denn die Schule ist darin nicht so widernatürlich vom Leben getrennt, wie das heut zu Tage der Fall ist. Wir kommen mit den Kindern auf ihren Spiel- und Vergnügungsplätzen zusammen, wir Älteren werden alle mehr oder weniger Lehrer. Der Lehrerstand ist kein harter, geplagter, geschreuter mehr; er ist auch kein gelehrter mehr, wie es heute heißt. Wie vervollkommenet sich das Kind? Seine Art voranzuschreiten ist die der Natur. Es scheut jede unnatürliche Aufsicht, jedes gekünstelte System. Wird es dazu gezwungen, so kostet das seiner Intelligenz, seinem Herzen nur Opfer; es geschieht auf Kosten seiner Natur. Zwingen wir nur die Kinder nicht, an etwas Interesse zu haben! Gelingt es uns nicht ihre Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand zu leiten, sie zu fesseln, so überlassen wir mal die Kinder sich selbst; oft sind sie selbst ihre besten Lehrmeister. Oder bemühen wir uns dem Eigensinne des Kindes gegenüber nicht selbst eigensinnig zu werden. Die Art unsres Unterrichts war fehlerhaft, die Materie, die wir lehrten, war nicht die rechte. Anstatt das Kind zu tadeln und zu bestrafen, weil es verwirrt, was wir ihm gerade darbieten, ist es unsre Pflicht, unsern Plan zu verändern, zu verbessern.

Die Erfahrung hat mich vollständig davon überzeugt, daß die Kinder frühzeitig über alle allgemeinen Thatsachen unterrichtet sind, auf denen die jegige Wissenschaft beruht, wenn wir mit den einfachsten beginnen, welche den Kindern am meisten Vergnügen machen, die ihnen am nächsten liegen; wenn wir allmählig fortschreiten zu complicirteren Gegenständen und Verhältnissen, so wie der Geist der Kinder sich stärkt, sich ihr Gesichtskreis erweitert. Werden die Kinder ihrer Natur gemäß unterrichtet, werden sie

unter Umständen erzogen, die ihrer Kultur, ihrer Gesundheit günstig sind, so verfallen sie gar nicht mehr in die beklagenswerthen Irrthümer über die menschliche Natur, welche die Ursache sind aller Lieblosigkeit in Gedanken, aller Unmenschlichkeit im Leben. Sie lernen sich kennen, sie lieben sich, sie leben gemeinsam“ —.

So weit Owens Rede. Wir machen besonders aufmerksam auf Owens Darstellung des „irischen Lebens.“ Überlegt Euch nun näher ihr Reichen, Mächtigen, Wohlhabenden in Deutschland, ob in Eurem „gesegneten Vaterlande“ das arme Volk besser im Stande ist, zu erziehen, als der irische Bauer. Ist es dazu nicht im Stande, so überlegt nicht mehr, thut etwas, bethätigt die geistliche Menschenliebe, öffnet die Geldsäcke. Das wenigste, was gethan werden kann, ist, daß das Volk wenigstens die Erziehung, die es jetzt genießt, nicht noch obendrein bezahlt; es handelt sich um eine unentgeltliche Erziehung des Volkes, die Regierung wird wohl nichts dagegen haben!

---

## Der Volkstribun, redigirt von Hermann Kriege in New-York.

Je mehr man es sich von Seiten der „guten“ Presse sowohl, als auch von Seiten der anständigen und unanständigen, der wohl- und der übelmeinenden, der bescheidenen und der unverschämten Bourgeoisie angelegen sein läßt, über die logischen oder prinzipiellen Schwächen einzelner Kommunisten herzufallen und sie dadurch auszubenten, daß man die Mängel Einzelner einem verehrungswürdigen Publikum triumphirend als die Mängel Aller, als die Schwäche der ganzen Richtung, als den Beweis von der Unsinngkeit des Prinzips selbst aufzeigt, desto mehr ist es unsere Pflicht, entchieden gegen solche Gestinnungsverwandte uns zu verwahren, die sich solcher Schwächen schuldig machen, namentlich wenn sie als Wortführer der Partei auftreten. Wohl sind wir Parteimänner; aber wir wollen ebendeshalb unsere Partei nicht zu einer Koterie, zu einer Klique herabdrücken; wir haben nur die Sache selbst im Auge und deßhalb steht uns die Partei weit höher, als die Personen, welche ihr angehören und angehört haben. Und weil wir wissen, daß jedes Prinzip, jede Richtung um so mächtiger und unwiderstehlicher wird, je schonungsloser man sie von unnützen Auswüchsen und phantastischen Extravaganzen kritisch säubert, wie der Baum um so kräftiger wird und bessere Früchte trägt, wenn man die Ausläufer und Wasserreiser zur rechten Zeit abschneidet, so lassen wir uns auch durch keine persönliche Rücksichten abhalten, die Extravaganzen und Phantastereien Einzelner, die zur Partei zählen, kritisch zu beleuchten und zu beseitigen. Wir

fürchten nicht, uns dadurch zu schwächen; die „gute“ Presse und die wohlmeinende Bourgeoisie wird uns demnach wenigstens zugesprechen, daß wir ebenfalls, wie sie, „in Vertrauen machen“; nur daß sich unser Vertrauen auf unsere Sache richtet, während das ihrige nur in die Person gesetzt ist.

Einer unserer früheren Mitarbeiter, Herr Herrmann Kriege, ein junger Mann, welcher neben bedeutenden geistigen Fähigkeiten viel guten Willen und Eifer, mehr schwärmerisches Gefühl und noch mehr deklamatorisches Talent besitzt, hat sich nach einem längeren Aufenthalt in Brüssel und London nach Amerika übergesiedelt und dort in New-York das oben genannte Journal, „der Volkstribun“, gegründet, welches er selbst eine Fortsetzung von Babeuf's *Tribun du peuple* nennt. Er bot sein Blatt und seine Dienste der deutschen Sozialreformassoziation an; er wollte Nichts sein, „als ihr Knecht“; „ihr zu helfen, sollte sein einziger Lohn sein.“ Das dritte Meeting der Sozialreformassoziation nahm Kriege's Anerbieten, sein Blatt unentgeltlich zum Besten der Assoziation redigiren zu wollen, mit Dank an und versprach, keine Opfer zu scheuen, um dem Blatte die größtmögliche Verbreitung zu sichern. Der „Gesellschaftsspiegel“ begrüßt in No. X den „Volkstribun“ mit Freuden als ein „neues Organ des Kommunismus“, wenn er gleich am Schlusse zugibt, daß er in den bisherigen Nummern noch „fast gar Nichts über die wirkliche soziale Lage der Verein. Staaten, über die Eigenthümlichkeit und Bedeutung der dortigen kommunistischen Bestrebungen, über den Verein der agrarischen Reformen, der Antirenter, ebenso wenig über den Handel und die Industrie Amerika's erfahren, dagegen zu viel Allgemeinen Pathos gelesen habe, welcher für den Mangel an belehrender Mittheilung über die industriellen und national-ökonomischen Verhältnisse Amerika's, von denen doch immer die soziale Reform ausgehe, keineswegs entschädigen.“ Freilich entschädigt der deklamatorische Pathos nicht für den Mangel an sachkundiger Kritik der gegenwärtigen sozialen Zustände; freilich kann er keineswegs die konsequente Durchführung des aus der heutigen industriellen Bewegung sich entwickelnden kommunistischen Prinzips ersetzen. So wird aber der Pathos zur hohlen Deklamation. Und wenn sich zeigt, daß Herr Kriege sich in phantastische Gefühlschwärmereien verliert, statt die Nothwendigkeit des gemeinsamen Schaffens und Wirkens an den faktischen Zuständen nachzuweisen, wenn er die Resultate der welt-historischen industriellen Bewegung und ihre nothwendigen Konsequenzen durch eine sentimentale Berufung auf die gefühlvollen Herzen der Besizenden in's Leben treten zu sehen hofft, so wird unser Urtheil über den „Volkstribun“ härter ausfallen, als das des „Gesellschaftsspiegels.“ Wir wollen also sehen, welche Prinzipien Herr Kriege in dem „Volkstribun“ aufstellt und wie er sie verkündigt; darnach wird sich das Urtheil ergeben. Wir theilen deshalb unseren Lesern im Auszuge eine ausführliche Kritik über den „Volkstribu-

nen“ mit. Sie ist in starken Ausdrücken abgefaßt; aber sie hat Recht, die in das All verschwimmende Gefühlseligkeit, die bald kindischen, bald polternden Sentimentalitäten, denen sich Kriege in der neuen Welt ergeben hat, strenge zurückzuweisen, weil durch sie die Entwicklung der wirklichen Zustände nur gestört und der Gegenpartei zu viel lockende Gelegenheit zu freigelegten Angriffen auf den Kommunismus geboten wird, wenn dieser solche Spektorationen nicht selbst als ihm durchaus fremde zerstört. Deshalb sagt der Verfasser unserer Kritik: „daß die von Kriege im „Volkstribun“ vertretene Tendenz keineswegs kommunistisch sei, daß die kindisch-pompaste Weise, in der Kriege diese Tendenz vertrete, im höchsten Grade kompromittierend für die kommunistische Partei in Europa sowohl, als in Amerika sei, insofern er für den literarischen Repräsentanten des deutschen Kommunismus in New-York gelte, daß die phantastische Gefühlschwärmerie, die Kriege unter dem Namen „Kommunismus“ in New-York predige, im höchsten Grade demoralisierend auf die Arbeiter wirken müsse, falls sie von ihnen adoptirt würde.“ Dieses Urtheil wird nun ausführlich begründet in 5 Abschnitten.

## Erster Abschnitt.

### Verwandlung des Kommunismus in Liebessüßerei.

Das gefühlvolle Herz, welches bei dem Anblick des herrschenden Elendes schaudert, ist, wie Herr Guckow sagt, der lebendigste Fürsprecher des Kommunismus. Allerdings ist die allgemeine Menschenliebe, wie sie das Urchristenthum predigt, welches deshalb von Manchen als Verwirklichung des Kommunismus angesehen wird, eine Quelle, aus der die Ideen zu sozialen Reformen entsprangen. Es ist bekannt, daß alle früheren und viele neuere soziale Bestrebungen einen christlichen, religiösen Anstrich hatten; man predigte eben der schlechten Wirklichkeit, dem Haß gegenüber das Reich der Liebe. Für den Anfang läßt man sich das gefallen. Wenn aber die Erfahrung lehrt, daß diese Liebe in 1800 Jahren nicht werththätig geworden ist, daß sie die sozialen Verhältnisse nicht unzugestalten, ihr Reich nicht zu gründen vermochte, so geht daraus doch deutlich hervor, daß diese Liebe die den Haß nicht beslegen konnte, nicht die zu sozialen Reformen nöthige energische Thatkraft verleiht. Diese Liebe verliert sich in sentimentale Phrasen, durch welche keine wirkliche, faktische Zustände beseitigt werden; sie erschläft den Menschen durch den warmen Gefühlsbrei, mit dem sie ihn füttert. Aber die Noth gibt dem Menschen Kraft; wer sich selbst helfen muß, der hilft sich auch. Und darum sind die wirklichen Zustände dieser Welt, der scharfe Gegensatz in der heutigen Gesellschaft von Kapital und Arbeit, von Bourgeoisie und Proletariat, wie sie in dem industriellen Verkehre am entwickeltsten hervortreten, die andere, mächtigere

sprudelnde Quelle der sozialistischen Weltanschauung, des Verlangens nach sozialen Reformen. Diese Zustände schreien uns zu: „Das kann nicht so bleiben, das muß anders werden und wir selbst, wir Menschen müssen es anders machen.“ Diese eiserne Nothwendigkeit schafft den sozialistischen Bestrebungen Verbreitung und thatkräftige Anhänger, und sie wird den sozialen Reformen durch Umgestaltung der gegenwärtigen Verkehrsverhältnisse eher Bahn brechen, als alle Liebe, die in allen gefühlvollen Herzen der Welt glüht. Herr Kriege dagegen ist noch ganz in Liebesfeligkeit befangen und will durch die Liebe alle sozialen Übel heilen und die Menschheit glücklich machen. Er variirt sein Liebesthema auf alle mögliche Weise; in der No. 13 tritt die Liebe, wie ihm unser Kritiker nachzählt, in 35 Gestalten auf. Wir führen Einiges daraus an. Der Aussatz ist überschrieben: „An die Frauen;“ er wimmelt von schrecklichen Phrasen. „Die Liebe ist es, welche uns gesandt hat“, wir sind „Apostel der Liebe.“ Die Frauen werden als „geliebte Schwestern“, als „echte Priesterinnen der Liebe“ angeredet. „D horet uns an, Ihr begeht einen Verrath an der Liebe, wenn Ihr's nicht thut.“ „Selbst im Gewande der Königin verläugnet ihr das Weib nicht — — auch habt ihr nicht gelernt zu spekuliren mit den Thränen des Unglücklichen; Ihr seid zu weich, um das arme Kind einer Mutter zu Eurem Besten verhungern zu lassen.“ Der Kritiker nennt das eine heuchlerische und unwissende *captatio benevolentiae* des Weibes. Das Weib mag mehr zur Milbthätigkeit im Kleinen, in seiner nächsten Umgebung geneigt sein, weil es weicher und schwächer und damit dem durch Almosengeben genährtem Gefühlskigel zugänglicher ist. Tritt es in großartigere Verhältnisse, so steht es gerade so gut unter ihrer Herrschaft, ist grade so in den durch sie genährten Vorurtheilen befangen, wie der Mann. Herr Kriege scheint von dem Weibe zudem nur zu verlangen, daß es das Kind einer Mutter nicht verhungern lasse. Da es demnach nicht so viel auf sich zu haben scheint, wenn das Weib das Kind eines Vaters verhungern läßt, so wird obige Phrase vollends inhalts- und resultatlos. —

10) „Das heiligste Liebeswerk, welches wir von Euch sehen“ (winzeln).

c. Belletristisch-biblische Trivialität: „Das Weib ist bestimmt, des Menschen Sohn zu gebären“, wodurch konstatiert wird, daß die Männer keine Kinder gebären.

11) Aus dem Herzen der Liebe muß sich der heilige Geist der Gemeinschaft entwickeln.

d. Episodisches Ave Maria: „Gefegnet, dreimal gefegnet seid Ihr Frauen, die Ihr auserkoren seid, dem langverheißenen Reich der Glückseligkeit die erste Weihe zu geben.

17) Echte Priesterinnen der Liebe.“

e. Aesthetische Parenthese: „wenn eure zitternde Seele den schönen Flug

noch nicht verlernt hat" — (ein Kunststück, dessen Ausführbarkeit erst nachzuweisen ist).

18 u. 19) Welt der Liebe, Reich des Hasses und Reich der Liebe.

f. Wird den Frauen vorgeschwindelt: „Und darum habt Ihr auch in der Politik eine sehr gewichtige Stimme. Ihr braucht nur Eueren Einfluß zu gebrauchen und das ganze alte Reich des Hasses stinkt in Trümmer, um dem neuen Reich der Liebe Platz zu machen.“

20) „Gute Liebe.“ Bei dieser Gelegenheit wird von den Weibern verlangt, ihre Liebe soll „nicht zu klein“ sein, „alle Menschen mit gleicher Hingebung zu umfassen.“ Ebenso unanständige, wie überschwängliche Forderung.

2. Enthüllung der neukommunistischen Politik: „Wir wollen keines Menschen Privateigenthum antasten, was der BUCHERER einmal hat, das mag er behalten; wir wollen nur dem ferneren Raub an des Volkes Gut zuvorkommen und das Kapital hindern, noch länger der Arbeit ihr rechtmäßiges Eigenthum vorzuenthalten.“ Dieser Zweck soll erreicht werden, wie folgt: „Jeder Arme wird auf der Stelle in ein nützlichcs Glied der menschlichen Gesellschaft verwandelt, sobald man ihm Gelegenheit bietet, produzierend thätig zu sein.“ (Hiernach erwirbt sich Niemand größeres Verdienst um die „menschliche Gesellschaft“, als die Kapitalisten, auch die von New-York, gegen die Kriege so gewaltig poltert.) „Diese ist ihm aber für immer gesichert, sobald ihm die Gesellschaft ein Stück Land gibt, darauf er sich und seine Familie ernähren kann. — — Wird diese ungeheure Bodenfläche (die 1400 Millionen Acres nordamerikanischer Staatsländereien) dem Handel entzogen und in begränzten Quantitäten der Arbeit zugesichert, so ist mit Einem Schlage der Armuth in Amerika ein Ende gemacht; denn Jedermann erhält Gelegenheit, sich mit Hülfe seiner Hände eine unantastbare Heimath zu gründen.“ Daß es nicht in der Macht der Gesetzgeber liegt, durch Dekrete die Fortentwicklung des von Kriege gewünschten patriarchalischen Zustandes zum industriellen Zustande zu hemmen, oder die industriellen und kommerziellen Staaten der Ostküste der Vereinigten Staaten in die patriarchalische Barbarei zurückzuwerfen, diese Einsicht wäre zu erwarten gewesen. Für die Zeit, wo die oben geschilderte Herrlichkeit eingetreten sein wird, bereitet Kriege inzwischen folgende Landpfarrerworte vor: „Und dann können wir die Menschen lehren, in Frieden bei einander wohnen, sich gegenseitig ihres Lebens Last und Mühe zu erleichtern“ und

21) „Dem Himmel der Liebe seine ersten Wohnstge auf Erden bauen“ (Stück für Stück 160 Acres groß).

„Wendet euch, schließt Kriege seine Anrede an die verheiratheten Frauen, zuerst an die Männer Eurer Liebe, bittet sie, der alten Politik den Rücken zu kehren, zeigt ihnen ihre Kinder und beschwört sie, in ihrem

(der Unvernünftigen) Namen, Verunft anzunehmen.“ Und zu den „Jungfrauen“ spricht er: „Lasset bei Euern Liebhabern die Bodenbefreiung den Prüfstein sein ihres Menschenwerthes und traut nicht ihrer Liebe, eh' sie sich der Menschheit verschworen.“ (Was soll das heißen?) Wenn die Jungfrauen sich also gebahren, garantirt er ihnen, „daß ihre Kinder liebend werden, wie sie (nämlich „die Vögel des Himmels,“) und schließt die Leier mit der Repetition von „echte Priesterinnen der Liebe, „großem Reich der Gemeinschaft“ und „Weihe.“ — Die Antwort an Solta in derselben No. 13 des „Volkstribun“ strog nicht minder von Liebe. „Er (der große Geist der Gemeinschaft) flammt als Feuer der Liebe aus des Bruders Auge.“ „Was ist ein Weib ohne den Mann, den es lieben, dem es seine zitternde Seele dahin geben kann;“ „erste Laute der Liebe,“ „Strahlen der Liebe“ u. s. w. Der Zweck des Kommunismus ist: „das ganze Leben seinen (des fühlenden Herzens) Schlägen zu unterwerfen.“ „Der Ton der Liebe entflieht vor dem Geklapper des Selbes;“ „Mit Liebe und Hingebung läßt sich Alles durchsetzen;“ aber, setzen wir hinzu, es läßt sich damit keine bewußte Bourgeoise beseitigen, die sich keine Illusion von Rechtsstaat u. dgl. macht, sondern einfach für ihre materiellen Interessen auf Leben und Tod kämpft.

„Dieser Liebesfabblei, fährt unsere Kritik fort, entspricht es, daß Kriege den Kommunismus als den liebevollen Gegensatz des Egoismus darstellt und eine weltgeschichtliche revolutionäre Bewegung auf die paar Worte Liebe — Haß, Kommunismus — Egoismus reduziert. Ebenfalls gehört dazu die Feigheit, womit er oben den Wucherern dadurch schmeichelt, daß er ihnen das zu lassen verspricht, was er schon hat und weiter unten be-theuert, „die trauten Gefühle des Familienlebens, der Heimathlichkeit, des Volksthumes nicht zerstören“, sondern „nur erfüllen“ zu wollen. Diese heuchlerische Darstellung des Kommunismus nicht als „Zerstörung“, sondern als „Erfüllung“ der bestehenden schlechten Verhältnisse und der Illusionen, die sich die Bourgeois darüber machen, geht durch alle Nummern. Dazu paßt die Stellung, die er in den Diskussionen mit Politikern einnimmt. Er erkennt es (No. 10) für eine Sünde gegen den Kommunismus an, wenn man gegen katholisirkrende politische Phantasten, wie Lamennais und Börne, schreibt, wodurch also Männer wie Proudhon, Cabet, De-  
zamy, mit einem Worte sämtliche französische Kommunisten bloß Leute sind, „die sich Kommunisten nennen.“ Daß die deutschen Kommunisten ebenso weit über Börne hinaus sind, wie die französischen über Lamennais, hätte Kriege schon in Deutschland, Brüssel und London lernen können.

Welche entnervende Wirkung auf beide Geschlechter diese Liebesduselei ausüben und welche massenweise Hysterie und Bleichsucht sie bei den „Jungfrauen“ hervorrufen muß, darüber möge Kriege selbst nachdenken.

## Zweiter Abschnitt.

## Ökonomie des Volkstribunen und seine Stellung zum jungen Amerika.

Wir erkennen die Bewegung der amerikanischen Nationalreformer in ihrer historischen Berechtigung vollständig an. Wir wissen, daß diese Bewegung ein Resultat erstrebt, das zwar für den Augenblick den Industrialismus der modernen bürgerlichen Gesellschaft befördern würde, das aber als Resultat einer proletarischen Bewegung, als Angriff auf das Grundeigenthum überhaupt und speziell unter den in Amerika bestehenden Verhältnissen durch seine eigenen Konsequenzen zum Kommunismus forttreiben muß. Kriege, der sich mit den deutschen Kommunisten in New-York der Anti-Rent-Bewegung angeschlossen hat, überklebt diese dünne Thatsache mit seinen überschwänglichen Redensarten, ohne sich auf den Inhalt der Bewegung einzulassen und beweist dadurch, daß er über den Zusammenhang des jungen Amerika mit den amerikanischen Verhältnissen sehr unklar ist. Wir führen hier noch ein Beispiel an, wie er eine agrarisch zugestuzte Parzellirung des Grundbesitzes im amerikanischen Maapstabe mit seiner Menschheitsbegeisterung überschüttet.

In No. 10, „Was wir wollen“ heißt es:

„Die amerik. Nationalreformer nennen den Boden das gemeinschaftliche Erbtheil aller Menschen. — und wollen durch die gesetzgebende Macht des Volkes Mittel getroffen wissen, die 1400 Millionen Acre Land, welche noch nicht in die Hände räuberischer Spekulanten gefallen sind, der ganzen Menschheit als unveräußerliches Gemeingut zu erhalten.“ Um dieß „gemeinschaftliche Erbtheil“, dieß „unveräußerliche Gemeingut“ in seiner Gemeinschaftlichkeit „der ganzen Menschheit zu erhalten“, adoptirt er den Plan der Nationalreformer: „Jedem Bauer, weß Landes er auch sei, 160 Acker amerik. Erde zu seiner Ernährung zu Gebote zu stellen“, oder wie dieß No. 14 „Antwort an Conze“ ausgedrückt wird: „Von diesem noch unberührten Gut des Volkes soll Niemand mehr als 160 Acker in Besitz nehmen und auch diese nur, wenn er sie selbst bebaut.“ Der Boden soll also dadurch „unveräußerliches Gemeingut“ und zwar „der ganzen Menschheit“ bleiben, daß man unverzüglich anfängt, ihn zu theilen. Kriege bildet sich dabei ein, er könne die nothwendigen Folgen dieser Theilung, Konzentration, industriellen Fortschritt u. dgl. durch Gesetze verbieten. 160 Acres Land gelten ihm für ein stets gleichbleibendes Maap, als ob der Werth einer solchen Bodenfläche nicht nach ihrer Dualität verschieden sei. Die „Bauern“ werden, wenn auch nicht ihren Boden, doch ihre Bodenprodukte unter einander und mit Anderen austauschen müssen, und wenn die Leute so weit gekommen sind, wird es sich bald zeigen, daß der eine „Bauer“ auch ohne Kapital durch seine Arbeit und die größere

ursprüngliche Produktivität seiner 160 Acres den andern wieder zu seinem Knecht herabdrückt. Und dann, ist es nicht einerlei, ob „der Boden“ oder die Produkte des Bodens „in die Hände räuberischer Spekulanten fallen?“ Nehmen wir einmal Kriege's Geschenk an die Menschheit ernsthaft. 1400,000,000 Acres sollen „der ganzen Menschheit als unveräußerliches Gemeingut erhalten“ werden. Und zwar sollen auf jeden „Bauer“ 160 Acres kommen. Hiernach läßt sich berechnen, wie stark Kriege's „ganze Menschheit“ ist — genau  $3\frac{1}{4}$  Millionen „Bauern“, die als Familienväter Jeder eine Familie von 5 Köpfen, also eine Gesamtmasse von  $43\frac{3}{4}$  Millionen Menschen repräsentiren. Wir können ebenfalls berechnen, wie lange die „alle Ewigkeit“ dauert, für deren Dauer „das Proletariat in seiner Eigenschaft als Menschheit die ganze Erde“, wenigstens in den Vereinigten Staaten, in Anspruch nehmen kann. Wenn die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in demselben Maaße zunimmt wie bisher, d. h. sich in 25 Jahren verdoppelt, so dauert diese „alle Ewigkeit“ nicht volle 40 Jahre; in dieser Zeit sind die 1400 Millionen Acres okkupirt und es bleibt den Nachfolgenden Nichts mehr „in Anspruch zu nehmen.“ Da aber die Freigebung des Bodens die Einwanderung sehr vermehren würde, so könnte Kriege's „Ewigkeit“ schon eher „alle“ werden; besonders wenn man bedenkt, daß Land für 44 Millionen Menschen nicht einmal für den jetzt existirenden europäischen Pauperismus ein zureichender Abzugskanal sein würde, da in Europa der zehnte Mann ein Pauper ist und die britischen Inseln allein 7 Millionen liefern. Eine ähnliche ökonomische Naivetät findet sich No. 13 „An die Frauen“, wo Kriege meint, wenn die Stadt New-York ihre 52,000 Acker auf Long-Island freigäbe, so reiche das hin, um „mit einem Male“ New-York von allem Pauperismus, Elend und Verbrechen auf ewig zu befreien. —

Hätte Kriege die Bodenfreiheits-Bewegung als eine unter bestimmten Verhältnissen nothwendige erste Form der proletarischen Bewegung, als eine Bewegung gefaßt, die durch die Lebensstellung der Klasse, von der sie ausgeht, nothwendig zu einer kommunistischen sich fortentwickeln muß, hätte er gezeigt, wie die kommunistischen Tendenzen in Amerika ursprünglich in dieser scheinbar allem Kommunismus widersprechenden agrarischen Form auftreten mußten: so wäre Nichts dagegen zu sagen gewesen. So aber erklärt er eine allerdings noch untergeordnete Bewegungsform bestimmter, wirklicher Menschen für eine Sache der Menschheit, stellt sie wider sein besseres Wissen als letztes höchstes Ziel aller Bewegung überhaupt hin und verwandelt dadurch die bestimmten Zwecke der Bewegung in baaren überschwänglichen Unfinn. Er singt indeß ungestört in demselben Aufjag (No. 10) seinen Triumphgesang weiter: „Also damit gingen endlich die alten Träume der Europäer in Erfüllung, es würde ihnen auf dieser Seite des Oceans eine Stätte bereitet, die sie nur zu beziehen und mit ihrer Hände Arbeit

zu befruchten brauchten, um allen Tyrannen der Welt mit Stolz entgegenrufen zu können:

„Das ist meine Hütte,  
Die Ihr nicht gebaut,  
Das ist mein Heerd,  
Um dessen Gluth Ihr mich beneidet.“

Er hätte hinzufügen können: Das ist mein Misthaufen, den Ich und mein Weib, Kind, Knecht und Vieh produziert haben. Welche Europäer sind es denn aber, deren „Träume“ hier in Erfüllung gehen? Nicht die kommunistischen Arbeiter, sondern bankrutte Krämer und Handwerksmeister oder ruinierte Rothfassen, die nach dem Glücke streben, in Amerika wieder Kleinbürger und Bauern zu werden. Und was für ein „Wunsch“ ist es, der durch die 1400 Millionen Acres realisiert werden soll? Kein anderer als der, alle Menschen in Privateigenthümer zu verwandeln, ein Wunsch, der ebenso ausführbar und kommunistisch ist, wie der, alle Menschen in Kaiser, Könige und Päpste zu verwandeln.

### Dritter Abschnitt.

#### Metaphysische Fanfaronnaden.

Obgleich Kriege No. 13 „Antwort an Solta“ behauptet, „er sei nicht gewohnt in der kahlen Wüste der Abstraktion logische Seitstänze aufzuführen“, so tummelt er sich doch ebenda sehr, wenn auch nicht immer logisch, in philosophischen, liebesfeligen Phrasen umher. Er spricht von der Stellung des einzelnen Menschen zur Gattung. „Er (der kommunistische Mensch) trägt den Stempel der Gattung“ (wer thut das nicht schon jetzt ganz von selbst?), „bestimmt seine eigenen Zwecke nach den Zwecken der Gattung“ (als ob die Gattung eine Person wäre, die Zwecke haben könnte), „und sucht nur darum ganz sein eigen zu werden, um sich mit Allen, was er ist und werden kann, der Gattung hingeben zu können.“ (Vollständige Aufopferung und Selbstdemüthigung vor einem phantastischen Nebelbilde.) „Wir alle und unsere besondere Thätigkeit sind nur Symptome der großen Bewegung, die tief im Inneren der Menschheit vor sich geht.“ „Tief im Inneren der Menschheit“ — wo ist das? Nach diesem Sage sind also die wirklichen Menschen nur „Symptome“, Kennzeichen einer „im Inneren“ eines Gedankenphantoms vor sich gehenden „Bewegung.“ Endlich soll es von dem „Gefallen“ des „schöpferischen Geistes der Menschheit“, der nirgends existirt, abhängen, „der heutigen Lage der Dinge ein Ende zu machen.“ Freilich, bei Gott ist kein Ding unmöglich. Den Kampf um die kommunistische Gesellschaft verwandelt Kriege in „das Suchen nach jenem großen Geiste der Gemeinschaft“, den er läßt „aus dem Becher der Kommunion schäumen schön und voll“ und als „den heiligen Geist aus des Bruders

Auge flammen.“ „Dieser Geist braucht nur erkannt zu sein, um alle Menschen in Liebe zu verbinden.“ Diesem metaphysischen Resultat geht vorher folgende Verwechslung des Kommunismus mit der Kommunion: „Der Geist, der die Welt überwindet, der Geist, der dem Sturm gebietet und dem Gewitter (!!!), der Geist, der die Blinden heilt und die Ausfähigen, der Geist, der allen Menschen zu trinken beut von Einem Wein“ (wir ziehen die mehrfachen Sorten vor) „und zu essen von Einem Brot“ (die französischen und englischen Kommunisten machen mehr Ansprüche), „der Geist, der da ewig ist und allgegenwärtig, das ist der Geist der Gemeinschaft.“ Wenn dieser „Geist“ „ewig und allgegenwärtig“ ist, so ist gar nicht abzusehen, wie nach Kriege das Privateigenthum so lange hat existiren können. Aber freilich, er war nicht „erkannt“, und war daher „ewig und allgegenwärtig“ nur in seiner eigenen Einbildung.

Hier predigt also Kriege im Namen des Kommunismus die alte religiöse und deutschphilosophische Phantasie, die dem Kommunismus direkt widerspricht. Der Glaube und zwar der Glaube an den „heiligen Geist der Gemeinschaft“ ist das Letzte, was für die Durchführung des Kommunismus verlangt wird.

#### Vierter Abschnitt. Religiöse Tändeleien.

Es versteht sich, daß Kriege's Liebesabbeleien und sein Gegensatz gegen den Egoismus weiter Nichts sind, als die schwellenden Offenbarungen eines durch und durch in Religion aufgegangenen Gemüthes. Die ganze Selbstverläugnung, welche das Christenthum vom Menschen fordert, sucht er unter dem Wirthhauschilde des Kommunismus wieder an den Mann zu bringen.

Nro. 10 „Was wir wollen“ und „Herrmann Kriege an Harro Harring“ bestimmen den Zweck des kommunistischen Kampfes dahin: „Die Religion der Liebe zu einer Wahrheit und die langersehnte Gemeinschaft der seligen Himmelsbewohner zu einer Wirklichkeit zu machen.“ Kriege übersieht bloß, daß diese christlichen Schwärmereien nur der phantastische Ausdruck der bestehenden Welt sind und daher ihre „Wirklichkeit“ in den schlechten Verhältnissen dieser bestehenden Welt schon existirt. „Wir fordern im Namen jener Religion der Liebe, daß der Hungrige gespeist, der Dürstende getränkt und der Nackende gekleidet werde“, — welche Forderung bereits seit 1800 Jahren bis zum Eckel und ohne allen Erfolg wiederholt ist. „Wir lehren Liebe üben, um Liebe zu empfangen.“ „In ihrem Reich der Liebe da können keine Teufel hausen.“ „Es ist des Menschen heiligstes Bedürfniß, sich mit seiner ganzen Individualität aufzulösen in die Gesellschaft liebender Seelen, denen gegenüber er Nichts mehr fest-

halten kann, als seine gränzenlose Liebe.“ Mit dieser Gränzenlosigkeit, sollte man meinen, hat die Liebestheorie ihre höchste Spitze erreicht, die so hoch ist, daß man sich Nichts mehr dabei denken kann; es geht aber noch höher. „Dieses heiße Ausströmen der Liebe, diese Hingebung an Alle, dieser göttliche Drang nach Gemeinschaft. — was ist das anders, als die innerste Religion des Kommunisten, die nur einer entsprechenden Außenwelt ermangelt, um sich im vollen Menschenleben auszusprechen.“ Die jetzige „Außenwelt“ scheint indessen vollständig hinzureichen, damit Kriege seine „innerste Religion“, seinen „göttlichen Drang“, seine „Hingebung an Alle“, und sein „heißes Ausströmen“ in seinem „vollen Menschenleben“ auf's Breitesten „ausprechen“ kann. „Haben wir nicht ein Recht, sagt er ferner, mit den langverhaltenen Wünschen des religiösen Herzens Ernst zu machen und im Namen der Armen, der Unglücklichen, der Verstoßenen für die endliche Realisation des schönen Reiches der Bruderliebe in den Kampf zu ziehen?“ Er zieht also in den Kampf, um mit den Wünschen, nicht des wirklichen, profanen, sondern des religiösen, nicht des von der wirklichen Noth erbitterten, sondern des von seliger Phantasie aufgeblähten Herzens Ernst zu machen. Er beweist sein „religiöses Herz“ sogleich dadurch, daß er als Priester, in fremden Namen, nämlich im Namen der „Armen“, und so in den Kampf zieht, daß er deutlich zu verstehen gibt, er habe für sich selbst den Kommunismus nicht nöthig, er ziehe in den Kampf aus bloßer großmüthiger, hingebender, zerfließender Aufopferung für die „Armen, Unglücklichen und Verstoßenen“, die seiner bedürftig sind, — ein Hochgefühl, das die Brust des Wiedermannes in einsamen trüben Stunden höher schwellt und allen Kummer der schlechten Welt aufwiegt. Endlich schließt er: „Wer solch eine Partei nicht unterstützt, kann mit Recht als ein Feind der Menschheit behandelt werden.“ Dieser intolerante Satz scheint der „Hingebung an Alle“, der „Religion der Liebe“ gegen Alle zu widersprechen. Er ist aber ein ganz konsequenter Schluß aus dieser neuen Religion, die wie jede andere alle ihre Feinde tödlich haßt und verfolgt. Der Feind der Partei wird ganz konsequent in einen Kezer verwandelt, indem man ihn aus dem Feinde der wirklich existirenden Partei, mit dem man kämpft, in einen Sünder gegen die nur in der Einbildung existirende Menschheit verwandelt, den man bestrafen muß.

Nro. 12 „Antwort an Koch, den Antipsaffen“ heißt es: „Schon zuckt das Evangelium der endlosen Welterlösung von Auge zu Auge und — sogar — von Hand zu Hand.“ Dies Wunder von dem „zukenden Evangelium“, dieser Unfönn von der „endlosen Welterlösung“ entspricht ganz dem andern Wunder, daß die längst aufgegebenen Prophezeiungen der alten Evangelisten durch Kriege wider Erwarten erfüllt werden.

Von diesem religiösen Standpunkte aus kann die Antwort auf alle  
Das Westphäl. Dampf. 16. VII. 20



wirklichen Fragen nur in einigen religiös-überschwänglichen und allen Sinn unnebelnden Bildern, in einigen pomphaften Stiquetten, wie „Menschheit“, „Humanität“, „Gattung“ u. s. w., in einer Verwandlung jeder wirklichen That in eine phantastische Phrase bestehen. Dieß zeigt sich besonders in dem Aufsatze in No. 8: „Was ist das Proletariat?“ Auf diese Titelfrage wird geantwortet: „Das Proletariat ist die Menschheit!“ Eine wissenschaftliche Lüge; nach der die Kommunisten auf die Abschaffung der Menschheit ausgehen. Diese Antwort soll dieselbe sein, die Sieheß auf die Frage gab: „Was ist der *Tiers-état*?“ Gleich darauf nimmt das Proletariat „in seiner Eigenschaft als Menschheit“ die Erde in Besitz; eben war das Proletariat die Menschheit, jetzt ist die Menschheit eine Eigenschaft des Proletariats. Außer den gewöhnlichen Stichwörtern „Geächtete“ u. s. w., wozu sich noch das religiöse „Verfluchte“ gesellt, beschränken sich alle Mittheilungen Kriege's über das Proletariat auf folgende mythologisch-biblische Bilder: „Der gefesselte Prometheus“, „das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt“, „der wandernde Jude“, und schließlich wird dann die merkwürdige Frage aufgeworfen: „Soll die Menschheit denn ewig, ein heimathloser Wagabund, auf der Erde umherirren?“ Während doch grade das ausschließliche Feststeden eines Theils der „Menschheit“ auf der Erde der Dorn in seinem Auge ist! —

Die Kriege'sche Religion kehrt ihre schlagende Pointe hervor in folgendem Passus: „Wir haben noch etwas mehr zu thun, als für unser lumpiges Selbst zu sorgen, wir gehören der Menschheit.“ Mit diesem eckelhaften Servilismus gegen eine von dem „Selbst“ getrennte und unterschiedene „Menschheit“, die also eine metaphysische und bei ihm sogar religiöse Fiktion ist, mit dieser allerdings höchst lumpigen Slavendemüthigung endigt diese Religion, wie jede andere. Eine solche Lehre, welche die Wollust der Kriecherei und Selbstverachtung predigt, ist ganz geeignet für tapfere — Mönche, aber nimmer für energische Männer und gar in einer Zeit des Kampfes. Es fehlt nur, daß diese tapferen Mönche ihr „lumpiges Selbst“ kastriren und dadurch ihr Vertrauen auf die Fähigkeit der „Menschheit“, sich selbst erzeugen, genügend beweisen! — Wenn Kriege nichts Besseres vorzubringen weiß, als diese schlecht stylisirten Sentimentalitäten, so thäte er allerdings klüger, seinen „Vater Lamennais“ in jeder Nummer des Volkstribunes aber und abermal zu übersetzen.

Welche praktische Folgen dieses unendliche Erbarmen und diese endlose Hingebung haben, beweisen die zornigen Forderungen von Arbeit für Neuangekommene, die fast in jeder Nummer figuriren. An sich ist zwar Nichts gegen solche Arbeitsgesuche zu sagen; sie sind sogar löblich; aber man sollte eine so einfache Sache nicht in so bombastische Phrasen hüllen, als ob das Heil der Welt davon abhinge, ob Johann Stern aus Mecklenburg und

Karl Geschiedtke aus Baden, — „ein junger Mann von den trefflichsten Anlagen und nicht ohne höhere Schulbildung — er sieht so treu, so gut darein, ich garantire dafür, er ist die Rechtlichkeit selbst“ — Arbeit erhalten, oder nicht. „Mein Seel, Hauptmann Pistol, das sind recht harte Worte“, sagt die Wirthin zum wilden Schweinskopf in Gastcheap, wo Falkstaff sich mästete. —

### Fünfter Abschnitt.

#### Kriege's persönliches Auftreten.

Wie das persönliche Auftreten Kriege's in seinem Journal beschaffen ist, geht schon mit Nothwendigkeit aus den obigen Stellen hervor; wir heben daher nur einige Punkte hervor. Kriege tritt als Prophet auf, daher auch nothwendig als Gemissär eines geheimen Essäerbundes, des „Bundes der Gerechtigkeit.“ Wenn er daher nicht im Namen der „Unterdrückten“ spricht, so spricht er im Namen der „Gerechtigkeit“, die aber nicht die gewöhnliche Gerechtigkeit ist, sondern die Gerechtigkeit des „Bundes der Gerechtigkeit.“ Nicht bloß sich selbst mystifizirt er, er mystifizirt auch die Geschichte. Die wirkliche geschichtliche Entwicklung des Kommunismus in den verschiedenen Ländern Europa's, die er nicht kennt, mystifizirt er dadurch, daß er den Ursprung und die Fortschritte des Kommunismus auf fabelhafte und romanhafte aus der Luft gegriffene Intriguen dieses Essäerbundes schiebt. Hierüber siehe alle Nummern, namentlich die Antwort an Harro Haring, wo auch die wahnwitzigsten Phantasien über die Macht dieses Bundes gegeben werden.

Als ächter Liebesapostel wendet sich Kriege zunächst an die Frauen, denen er die Verworfenheit nicht zutraut, einem Liebesopfernden Herzen widerstehen zu können; dann an die vorgesundenen Agitatoren „söhnlich und versöhnlich“ — als „Sohn“ — als „Bruder“ — als „Herzensbruder“ — und endlich als Mensch an die Reichen. Kaum in New-York angekommen erläßt er Sendschreiben an alle reichen deutschen Kaufleute, setzt ihnen die Knallbüchse der Liebe auf die Brust, hütet sich wohl, ihnen zu sagen, was er von ihnen will, unterzeichnet sich bald „Ein Mensch“, bald „Ein Menschenfreund“, bald „Ein Narr“ — und „solltet Ihr's glauben, meine Freunde?“ kein Mensch läßt sich auf seine hochtönenden Allfanzereien ein. Darüber kann sich Niemand wundern, als Kriege selbst. — Die bekannten schon citirten Liebesaphrasen werden zuweilen gepfeffert durch Ausrufungen, wie (Nro. 12 Antwort an Koch): „Hurrah! Es lebe die Gemeinschaft! es lebe die Gleichheit! es lebe die Liebe!“ Praktische Fragen und Zweifel (cf. Nro. 14 Antwort an Conze) weiß er nur aus vorsätzlicher Bosheit und Verstocktheit sich zu erklären. Als ächter Prophet und Liebesoffenbarer spricht er die ganze hysterische Gereiztheit einer geprellten

schönen Seele über die Spötter, die Ungläubigen und die Menschen der alten Welt aus, die sich nur durch seine süße Liebeswärme in „selige Himmelsbewohner“ umzaubern lassen. In solcher malkontent-sentimentaler Stimmung ruft er ihnen No. 11 unter der Etiquette „Frühling“ zu: „Darum, die Ihr uns heute verspottet, Ihr werdet bald fromm werden, denn wisset, es wird Frühling!“ —

So weit unser Kritiker. Seine Kritik ist strenge und scharf, aber gerecht. Mancher wird es vielleicht unklug finden, daß man es innerhalb der Partei gar so genau nimmt. Ich erwähnte das schon oben: die Geschmäcke sind eben verschieden. Ich habe weiter Nichts hinzuzufügen. Möge Kriege seine hohlen, bombastischen Phrasen fahren lassen und sich nach einem festen Kern seines Handelns, nach einem bestimmten Inhalt seines Strebens umsehen, möge er aus seinen verhinmelnden Sentimentalitäten und seinen phantastischen Liebesträumereien erwachen und herabsteigen zu den wirklichen Menschen und Völkern fassen in ihrer wirklichen Entwicklung und Bewegung, dann wollen wir ihm gern die Hand bieten, dann kann er vielleicht noch Tüchtiges leisten. Es ist aber hohe Zeit zum Umkehren. Sollte ein aufmerksamer Leser etwa vermeinen, in einzelnen Stellen des vorstehenden Aufsatzes gewissermaßen ein Stückchen Selbstkritik des Dampfsbootes zu entdecken, so genirt uns das durchaus nicht. Wir haben unsere Entwicklung nie für abgeschlossen erklärt; wir wollen mit und aus der Zeit, mit und aus den wirklichen Verhältnissen, mit und aus der Bewegung der wirklichen Menschen schöpfen und lernen. Wir glauben noch immer, daß es keinen Stillstand gibt, daß nur der nicht zurückschreitet, der vorwärts geht. Zudem sind wir oft durch äußere Verhältnisse gezwungen, das rechte Wort zu vermelden und die bildliche Phrase zu gebrauchen, was uns übrigens durchaus kein Vergnügen macht.

L.

## Die Aufhebung der Censur durch den Abenischen Beobachter.

Was kein Verstand der Verständigen sieht,  
Das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Schiller.

Herbei, ihr Leute, herbei! Helft mir lachen und wenn wir ausgelacht haben, dann helft mir, den Triumphgesang über den endlichen Sieg der Freiheit und der Wahrheit anstimmen! O wäre ich ein Tyrann, daß ich meine Gefühle in einem donnernden Schlachtgesange ausströmen, oder ein Bindar, daß ich mich und euch durch eine siegestrunkene Hymne erfreuen könnte, in welche ich ohne Widerrede die Genealogie des Herrn Professor Bercht, der zu Köln beobachtet, aufnehmen würde! Nun bin ich's aber

nicht; drum helft mir wenigstens die Pointe meiner hoffentlich nie zu Tage kommenden Hymne hinausjubeln in die heiße Welt, auf daß Phöbus, der Ritter schön umirrend, aus Neid über unsere freudestrahlenden Blicke erblasse und es etwas kühler werde auf Erden! Wo aber finde ich nur Leute genug, daß unser Referain donnernd hinüberschalle in alle Gegenden der Welt und einige umliegende Dörfer und Städte? Hollah, ihr Liederfestler zu Köln, auf welche das ganze Vaterland als auf seine Vertreter schaut, wie Herr Dr. Weiden sagt, kommt her und bedenkt, daß es eure heiligste Pflicht ist, wie er nicht minder sagt, nach allen Kräften dahin zu wirken, daß die Eintracht, welche die Tonkunst unter Euch hervorgerufen, auch in allen Dingen zur lebendigsten That werde; d. h. helft mir hier vor der Hand tüchtig und *unisono* Hurrah schreien, damit ihr doch zu etwas nutz seid. Kommt her, ihr Autoren, denen die Censur so oft den Armel aus dem Rock oder gar den Steiß aus der Hose schnitt, die ihr für das Honorar kaufen wolltet! Kommt her, ihr Fortschrittmänner, deren Zahl Legion ist, die ihr seit 30 Jahren für eine zeitgemäße gemäßigte Pressefreiheit tief im Innern eueres Gemüthes geschwärmt habt! Kommt her, ihr deutschen Kammern, die ihr seit 30 Jahren euch alljährlich abmüht, eine vernünftige Pressefreiheit zu beantragen, ohne daß man sich je bemüht hätte, euere Anträge zu erfüllen! Kommt auch ihr her, ihr Polizisten und Pfaffen, die ihr euch seit Anfang der Welt wegen der leidigen Pressefreiheit heifer deklamirt habt, damit die nöthigen Dissonanzen in unserem Chorus nicht fehlen! Kommt her, ihr Censoren, stellt euch auf die harmonirende oder auf die dissonirende Seite, je nachdem ihr freudig oder traurig seid darüber, daß ihr den Nothstift nicht mehr zu schwingen braucht! Und endlich ihr Buchhändler da, deren Weizen jetzt blühen wird, ihr sollt springen, wie die Lämmlein auf grüner Weide, und sollt mit Schellentrommeln Lusch schlagen zu unserem Hoch. Seid ihr alle da? Nun, so setzt euch in Postur, holt tief Athem und schreit mir nach: Hoch lebe du freies Wort, du Brod und Stein der Weisen, du Nibelungenhort!

Wer wo so denn? fragt mein Chorus, erstaunt. Die Liedertäpfer sehen sich verblüfft an und fragen, wer das freie Wort componirt habe, sie kennen das Lied nicht, und ob es für Bariton oder Tenor sei. Über die Züge der Autoren fliegt ein mattes, etwas wehmüthiges und ungläubiges Lächeln. Die Fortschrittmänner sehen sich besorgt nach den Polizisten und Pfaffen um. Die deutschen Kammern haben ganz ungenirt mitgerufen, sie wissen, daß das Nichts zu sagen hat; jetzt kümmern sie sich nicht weiter um die Sache, **J** wird doch Nichts daraus, sie kennen das. Die Polizisten und Pfaffen sind etwas blaß geworden und sehen sich nach ihrem Müßzeug um. Die Censoren figuriren bedenklich mit dem Nothstift, als wollten sie das ganze Hoch streichen, und die Buchhändler überlegen eifrig, ob sich über

diesen merkwürdigen Vorfall wohl eine nicht konfiszirliche 20 Bogenschrift schreiben ließe und ob diese gehen würde. Aber ihr verstockten Leute, ihr fragt noch, wo so? Ihr ahnet nicht, warum ich so juble und schier aus dem Häuschen bin vor Freuden? Habt ihr denn nicht den „Rheinischen Beobachter“ gesehen, habt ihr nicht mit freudigem Staunen und gerechtem Stolze den geistreichen Artikel gelesen unter der Überschrift: Aufhebung der Censur oder: Keine Censur mehr! wie man sonst wohl liest: Keine Hühneraugen mehr? Wißt ihr nicht, daß es darin klärlichst darge-  
 than wird, wie in Preußen die Censur längst abgeschafft ist und nur noch in der Einbildung einiger Malkontenten existirt? Ihr schüttelt Alle die Köpfe? O es ist schrecklich, Herr Professor Bercht! Keiner von diesen Allen hat Ihr Blatt gesehen, viel weniger gelesen! O arge Welt, o undankbares Vaterland! Umsonst hat Herr Professor Bercht, der da der Leiter ist des Beobachters zu Köln am freien deutschen Rheine, das staunenswerthe, noch nie dagewesene Kunststück vollbracht, wässerig zu sein, ohne seine Trockenheit zu verleugnen! Wie blasirt müssen die Menschen sein, welche eine solche Merkwürdigkeit, wie trocken es Wasser, nicht einmal mehr anzieht! Ach ja, der Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande und wahrlich, ich könnte es dem Herrn Bercht nicht verdanken, wenn er seine beobachtende Feder niederlegte, nicht, wie er neulich wollte, aus Demuth, um dem Könige und den Männern seines Vertrauens einen Dienst zu leisten, sondern im gerechten Zorn über das undankbare Vaterland, im gerechten Schmerz der Verkennung, der gekränkten Würde. Ich für meinen Theil thue Alles, um dieses harte Schicksal von mir und dem Vaterlande abzuwenden und theile deshalb, um Herrn Bercht zu besänftigen, den fraglichen Artikel mit einigen Zwischenbemerkungen hier mit. Denn wenn der „Beobachter“ zu beobachten aufhörte, wo sollten die Teutomanen, die polternden Judenfresser, die eifernden lutherischen Prädikanten, die Pfähle unter den Konservativen ihre Excremente absetzen? Sie stürben an zurücktretender Galle, und solche antike Naritäten muß man aus Pietät und zu Rug und Trommen der Gegenwart hübsch aufbewahren. Und endlich, wo sollten wir selbst in trüben Augenblicken eine so harmlose Freude gewinnen, als sie uns die Lektüre so mancher Artikel des „Beobachters“ gewährt? Sie sind zuweilen mit einer so imbecill-kindlichen Unkenntniß der faktischen Zustände und des gegenwärtigen Bewußtseins geschrieben, daß man zu glauben versucht wird, statt des schulmeisterlichen Herrn Bercht von Anno 13 sei plötzlich König René, der bekanntlich statt seines Reiches Schaafse hütete, Redakteur geworden. Wer wollte es uns verargen, wenn wir auch etwas für unser Plaisir sorgen und den Herrn Bercht wo möglich disponiren, gegen fernere gute Verköstigung, wie Karl Buttervogel sagt, auch ferner zu beobachten und zum Ergötzen und dem Staate zum Heil? Ich bin

überzeugt, sein Herz ist zu gut, als daß er diese unsere Hoffnung täuschen sollte. —

Nun zur Sache; jetzt mag der „Beobachter“ auch seine Beobachtungen mittheilen, und meine Schuld ist's nicht, wenn ihr zu sauertöpfisch seid, um euch daran zu amüßren. Das ist der Humor davon.

„In öffentlichen Blättern ist neuerdings wieder vielfach von Aufhebung und Nichtaufhebung der Censur die Rede gewesen; für Preußen hat diese Frage aber bereits den größten Theil ihrer Bedeutung verloren. Bei uns ist die Censur seit der Errichtung des Obercensurgerichts, wenn auch nicht dem Namen nach, in der That doch schon vollständig aufgehoben.“ Da könnten wir's nun gleich mit beiden Händen greifen, wie nützlich es ist, wenn man den „Rhein. Beobachter“ liest. Da haben wir uns nun Jahre lang in Sehnsucht nach Preßfreiheit verzehrt, haben uns oft unseren Trohsinn durch den eingebildeten Mangel derselben stören lassen, haben für die Aufhebung der Censur petitionirt, gesprochen und geschrieben, haben uns in dem Kampfe erschauert. Und jetzt erfahren wir mit einem Male, daß das alles ganz überflüssig war, daß wir uns ganz unnöthiger Weise das Leben verbitterten; denn der „Rhein. Beob.“ hat beobachtet, „daß die Censur, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach in Preußen längst abgeschafft sei.“ Es ist zwar bei dem guten, menschenfreundlichen Herzen des „Beobachters“ unerklärlich und wir könnten ihm fast darob zürnen, daß er uns seine Beobachtungen so lange entzogen, uns nicht eher von unserer Unruhe erlöst und den süßen Frieden der Seele zurückgegeben hat. Indessen spät ist besser, als niemals, und wir können uns nun wenigstens von jetzt an der alten dufeligen Gemüthlichkeit wieder hingeben und brauchen uns um den Zustand der Presse kein graues Haar weiter wachsen zu lassen; denn die Censur ist laut Zeugniß des „Rhein. Beobachters“ wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach aufgehoben! Und was kümmert uns am Ende der Namen; die Sache ist doch das, worauf es eigentlich ankommt. —

„In Preußen vermag kein Censor die Veröffentlichung einer Druckschrift oder irgend einer Stelle darin zu verhindern.“ Das ist nun zwar nicht wahr; der „Rhein. Beob.“ weiß es nur nicht. In Preußen streichen die Censoren alltäglich viele Stellen und verhindern dadurch den Druck derselben; wahrscheinlich ist das aber dem „Rhein. Beob.“ noch nie passiert. Freilich braucht sich der Autor dabei nicht zu beruhigen, sondern er kann für die gestrichene Stelle noch beim Obercensurgericht die Druckerlaubnis nachsuchen und sie dann im günstigsten Falle noch drucken lassen, wenn nicht inzwischen durch den Zeitverlust der ganze Artikel unbrauchbar geworden ist. Es ist aber noch wahrscheinlicher, daß das dem „Rhein. Beob.“ auch noch nie passirte, weil seine Artikel mit der Zeit in gar keinem Zu-

sammenhänge stehen und ebenso gut nach hundert Jahren, wie jetzt oder vor hundert Jahren gedruckt werden können. Er hätte also, wenn er den wirklichen Zustand der Presse hätte schildern wollen, sagen müssen: „In Preußen kann zwar der Censor den Druck hindern, aber der Autor kann an das Obergerichtsgericht appelliren und dessen Urtheil abwarten.“ Das lautet aber gar nicht so schön. Deshalb fährt er nur, um sein Gewissen einigermaßen zu falsiren, also fort: „Diese Befugniß steht bei uns nur dem Obergerichtsgericht zu und dieses übt keine Censur, sondern bringt nur gegen gesetzwidrige Handlungen, die durch Druckschriften begangen werden, wie jede andere Justizbehörde gegen die ihrer Competenz unterliegenden Gesetzwidrigkeiten und in den Formen des Anklageprozesses mit Staatsanwaltschaft die bestehenden Verbotis- und Strafgesetze zur Anwendung. Das Obergerichtsgericht ist ein Justizhof; die Normen, wonach es seine Urtheile fällt, sind Gesetze. Nur, was von diesem hohen Literaturgericht unter Beobachtung aller Formen, die bei andern Gerichten zur Sicherung der in Frage stehenden Rechte erforderlich erachtet werden, für gesetzwidrig und deshalb unstatthaft erklärt worden ist, darf in Preußen nicht durch den Druck veröffentlicht werden, eine Censur in früherer Weise kennen wir nicht mehr.“ Wie hübsch das Alles aussieht! Man könnte wirklich, wenn man das so liest, fast glauben, die Presse sei bei uns bereits vollständig frei und nur den allgemeinen Gesetzen unterworfen. Leider kommt es nur uns prosanen Leuten, die wir auf das Geschäft des Beobachtens nicht so gut einexercirt sind und nicht so gut dafür salarirt werden, ganz so vor, als sei am Wesen der Censur in Preußen trotz des Obergerichtsgerichts auch nicht ein Titelchen geändert. Censur ist eine Präventivmaßregel und man versteht in der ganzen civilisirten Welt darunter ein Institut, welchem ich das, was ich drucken lassen will, vorher zur Prüfung vorlegen muß und von dessen Entscheidung es abhängt, ob ich's drucken lassen darf oder nicht. Die Pressfreiheit dagegen vernichtet diese vorhergehende Bevormundung, läßt mich drucken, was ich Lust habe und macht mich nur dafür verantwortlich, wenn ich ein allgemeines Landesgesetz durch meine Worte verlege. Da ich nun in Preußen Alles, was ich drucken lassen will, mit Ausnahme der Bücher über 20 Bogen, dem Censor oder dem Obergerichtsgerichte vorlegen muß, haben wir da Censur oder nicht? Auch der Staat betrachtet natürlich das Obergerichtsgericht als eine Censurbehörde; es hat nicht über das Gesetz im Allgemeinen zu wachen, sondern über die Anwendung der Censur-Instruktion. Es hat nur darüber zu entscheiden, ob etwas nach der Censur-Instruktion gedruckt werden darf oder nicht, ob die Beschlagnahme eines Buches über 20 Bogen, welche die Polizei vorläufig verfügen kann, gerechtfertigt ist oder nicht. Die Strafe aber für „gesetzwidrige Handlungen, die durch Druckschriften begangen werden“, kann es nicht aussprechen; das ist

den gewöhnlichen Kriminalgerichten überlassen. Nicht auf die allgemeinen Landesgesetze stützt sich das Obercensurgericht bei seinen Urtheilen, sondern speziell auf die Censurgesetze. Deshalb ist es keineswegs nöthig, daß das, was das Obercensurgericht nicht zum Druck verstatet, gegen ein allgemeines Landesgesetz verstöße, und somit ein Verbrechen oder Vergehen involvire, wegen dessen vom ordentlichen Gericht der Prozeß eingeleitet werden müßte. Keineswegs! Nicht der hundertste Theil dessen, was das Obercensurgericht streicht, würde vor den ordentlichen Gerichten strafbar erscheinen, welche die Censur-Instruktion nicht zu ihrer Norm zu nehmen brauchten. Das Obercensurgericht sagt durch sein Urtheil bloß: So wie wir die Censur-Instruktion verstehen und auslegen, darf das und das gedruckt oder nicht gedruckt, konfisziert oder nicht konfisziert werden. Und die Druckerlaubnis desselben schützt den Autor noch nicht einmal vor dem Einschreiten der ordentlichen Gerichte, wie denn noch kürzlich Jemand in Berlin in Folge eines von dem hohen Literaturgericht freigegebenen Artikels vom ordentlichen Gericht wegen Injurien verurtheilt wurde. So übt also das Obercensurgericht trotz der Beobachtungen des Herrn Bercht nach wie vor wirkliche Censur; es ist kein ordentlicher Gerichtshof, der über wirklich begangene Preßvergehen die Strafe auszusprechen hat; sondern es ist eine administrative Behörde mit gerichtlichen Formen, welche auf die Ausführung der Censur-Instruktion zu achten hat. Solche sophistische, spitzfindige Unterscheidungen sind aber nicht für ein so idyllisch-kindliches, gottergebenes, vertrauensfüchtiges Herz, wie es trotz aller stellenweisen Brutalität, trotz aller seiner giftigen Denunziatidnchen im löschpapierenen Busen des „Rhein. Beob.“ schlägt. Er singt deshalb ungestört sein Cia Poepia weiter: „Allerdings, aber aus anderen Rücksichten, ist diese Benennung (die Censur nämlich) bisher beibehalten. Censoren gibt es in Preußen noch, (wirklich? ich dachte schon, des Beobachters glühende, vertrauensvolle Phantastie hätte auch diese handgreifliche Wirklichkeit in eitel blauen Dunst der schlechten subversiven Presse sublimirt) und selbst das Obercensurgericht hat ihnen seinen Namen entlehnt. Was liegt aber an dem Titel, wenn nur die Sache nicht da ist? Und diese sind wir los!“ Basta! Was wollt ihr mehr? Warum wollt ihr's dem Beobachter nicht glauben, wenn ihr auch censirt würdet, daß ihr schwarz oder vielmehr roth werdet? „Unsere Censoren können keine Veröffentlichung durch den Druck verhindern, sondern nur ein gerichtliches Urtheil des Obercensurgerichts vermag dies.“ Ich habe schon oben aus einander gesetzt, daß damit für die Tagespresse so viel wie gar Nichts gewonnen ist. Die Zeit, welche verfließt, bis man ein Urtheil des Obercensurgerichts erhält — wir haben nie eines unter 6—8 Wochen erhalten, wohl aber dauert es oft länger —, raubt sehr häufig dem freigegebenen Artikel allen Werth; er ist dann meist veraltet. Zudem bilden die Urtheile des Ober-

censurgerichts und die darin ausgesprochenen Grundsätze für den einzelnen Censor keineswegs eine gesetzliche Norm, nach der er in künftigen Fällen verfahren müßte. Er nimmt von diesen Urtheilen nur so weit Notiz, als es ihm gut dünkt und als sie ihm bekannt sind; er legt die Censur-Instruktion nach seinem Ermessen aus und streicht nach seiner subjektiven Überzeugung, der einen Person sogar mehr, als der andern, wenn er nach der ihm bekannten Tendenz der Person berechtigt zu sein glaubt, in ihren Worten eine besondere verborgene Tendenz zu finden. Es existirt keine Bestimmung, welche eine Strafe für die Censoren festsetzte, wenn sie nicht nach den Grundsätzen der obercensurgerichtlichen Urtheile censiren. Wenn das Obercensurgericht der Presse einen einigermaßen erfolgreichen Schutz gewähren sollte, so müßten die Censoren wenigstens für das verantwortlich gemacht werden, was das Obercensurgericht nachher frei gibt, was also gestrichen wurde, ohne daß der Strich durch die Censur-Instruktion vom Gericht für gerechtfertigt erachtet wurde. Das ist aber keineswegs der Fall; Verweise des unterlassenen Streichens wegen möchten öfter vorkommen und dienen gewiß nicht dazu, die Censoren von einer ängstlichen und engherzigen Auslegung der Censur-Instruktion abzuhalten, der speziellen Instruktionen, welche die administrativen Behörden an einzelne Censoren so häufig erlassen, gar nicht zu gedenken. Endlich ist ein vom Obercensurgericht freigegebener Artikel noch keineswegs allen Fährlichkeiten entronnen. Es ist öfter vorgekommen, namentlich in Schlessen, daß der Lokal-Censor einem solchen Artikel trotz des freisprechenden Urtheils des Obercensurgerichtes dennoch die Druckerlaubnis verweigerte, und daß er Recht bekam, „weil er nach den Lokalverhältnissen besser, als das Obercensurgericht beurtheilen könne, ob der Artikel schädlich und gefahrbringend sei, oder nicht.“ Es ergibt sich daraus, was es mit der Behauptung des Beobachters auf sich hat, „die Censoren fungirten bloß als Lokalsubstituten des Staatsanwalts beim Obercensurgerichte.“ Sie können die Ausführung eines Urtheils dieses Gerichtshofes ungestrraft verhindern und sollen bloß Substituten des Staatsanwalts, des Anklägers sein! So viel Naivetät sollte man selbst bei dem idyllischen Beobachter nicht finden; bei jedem zurechnungsfähigeren Blatt würde man das eine grobe Unwissenheit oder eine willkürliche Lüge nennen. „Ihre Nothhülfsstriche, heißt es dann weiter, dienen nur als Benachrichtigung, daß sie die betreffende Druckschrift vorläufig und bis zur Entscheidung des Obercensurgerichtes verhaften, d. h. mit Beschlag belegen würden, wenn die gestrichene Stelle nicht ausgelassen werde.“ Das sieht wieder ganz harmlos und patriarchalisch vorsorglich aus. Der Beobachter stellt die Sache wieder in seiner Weise d. h. falsch dar und macht ein so gutmüthig dummes Gesicht dazu, was ihm freilich nicht schwer wird, als ob er es wirklich nicht besser wüßte. Nach ihm würde man also, wenn man etwas gegen die

Geläufig des Censors drucken läßt, nur dann straffällig, wenn das Obercensurgericht nachher entscheide, die Stelle verstoße wirklich gegen die Censur-Instruktion; sonst hätte der Censor nur das Recht der vorläufigen Beschlagnahme, diese hörte mit dem freisprechenden Urtheile auf und damit hätte die Sache ein Ende. So verhält es sich allerdings in Ländern, wo Pressfreiheit existirt, wo die Censur nicht bloß auf die Art, wie nach dem Beobachter in Preußen, aufgehoben ist. Bei uns kommt es, wenn man etwas ohne Censur drucken läßt, gar nicht auf das freisprechende oder verurtheilende Erkenntniß des Obercensurgerichts an. Die Sache wird unter allen Umständen als Umgehung der Censur bestraft und daß man bei mißliebigen Blättern mit einer Unterdrückung, mit Entziehung der Konzession, mit Geldstrafen für Verleger und Drucker nicht zögern würde, daran wird wohl Keiner zweifeln, der die wirklichen Verhältnisse nicht durch die Glaubensbrille des Beobachters betrachtet. „Und in der Veröffentlichung ohne Weglassung des Gestrichenen bis zur Einholung eines freisprechenden Erkenntnisses des Obercensurgerichts liegt nichts weiter, als die Durchführung der vom Censor als Lokalsubstituten des Staatsanwalts angedrohten vorläufigen Verhaftung oder Beschlagnahme, bis ein gerichtliches Urtheil über die von ihm behauptete Gesetzeswidrigkeit entschieden hat.“ Diesen Satz verstehe ich nicht; möge der Leser sehen, ob es ihm besser damit ergeht. Wir haben uns nun aber auch lange genug an diesem Gesalbader ergötzt. So mag denn der Beobachter stegesfreudig schließen: „So ist es in Preußen (ja wohl, leider!); von einer Aufhebung der Censur kann also bei uns nur hinsichtlich des Namens die Rede sein.“ Das merkt euch, ihr Leute; bildet euch künftig nicht mehr ein, wir hätten noch Censur. Legt euch ruhig wieder schlafen und gebt euch vor allen Dingen nicht die Mühe mehr, nach Pressfreiheit, die wir ja der That, wenn auch nicht dem Namen nach besitzen, zu verlangen und zu streben. Der „Rhein. Beob.“ hat es ja gesagt und er ist gewiß ein ehrenwerther Mann. Er will die Stürme des Lebens und seine Kämpfe von euch fern halten, auf daß ihr wieder in dem süßen Frieden, in der tiefen Gemüthlichkeit und in dem gottseligen, gläubigen Vertrauen der guten alten Zeit, die von so Manchen mit heißen schmerzlichen Seufzern zurückgesehnt wird, hindufeln könnt. Ehre seinem Streben! Die Faulthiere aller Länder haben schon beschlossen, ihm eine Dankadresse zu votiren. —

Man ist höheren Orts mit dem Verhalten des „Rhein. Beob.“ in letzter Zeit nicht sehr zufrieden gewesen und hat ihm deshalb zwei Kuratoren gesetzt. Ach Gott, was wird doch der Gerechte verfolgt in dieser argen Welt, was muß die Unschuld Alles leiden! Man hat sogar an dem Fortkommen des Beobachters gezweifelt. Unsinn! Wenn die Polizei für Jemandes Fortkommen sorgt, so kommt er sicher fort. Hier ist aber

vollends jeder Zweifel unnütz und unbegründet. Glaubt ihr nicht mehr an die Worte eines deutschen Dichters? Höret, was er spricht und zweifelt nicht länger an des Beobachters Zukunft. Ehret das Andenken Gellert's und glaubt ihm, wenn er singt:

Für Jürgen ist mir gar nicht bange,  
Der kommt durch seine Dummheit fort.

L.

## Die Weserzeitung über Kommunismus.

Die Weserzeitung ist ein Organ der Bourgeoise. — Wenn sie für den Fortschritt in Staat und Kirche kämpft, so vertritt sie kein anderes Interesse als das der Bourgeoise. Letzterer schwebt, da sie sich in dem bestehenden Staate, dem Staate des Absolutismus, nicht frei entfalten kann, der constitutionelle Staat vor Augen — in ihm herrscht das Wesen der Bourgeoise: Das Geld. Mit diesem „weltlichen“ Sinn unserer Bourgeoise harmonirt nun die „Kirche“, da sie eben Verachtung des „Irdischen“ predigt, natürlich gar nicht. Daher ergeht der Ruf unserer Bourgeoise nach Reformen in der Kirche; sie will eine „freie Kirche“, ein „vernünftiges Glaubensbekenntniß“, welches die Hererei möglich macht, daß man zugleich ein „guter Christ“ und zugleich ein Mann dieser Welt sein, daß man die Welt des „Jenseits“ erlangen kann, ohne auf die Welt des Diesseits Verzicht geleistet zu haben. —

Das die Tendenz unserer Bourgeoise und ihres Anwaltes, der Weserzeitung. — Wenn uns nun letztere als ein Blatt erscheint, welches unsere Aufmerksamkeit nicht dauernd zu fesseln vermag, so soll doch damit nicht gesagt sein, daß sie nicht mitunter Aufsätze mittheilt, die man wol lesen kann. Ich führe in dieser Beziehung den Artikel: „Vor zweihundert Jahren“, mit dem sie das neue Jahr begann, an; er ist offenbar das Werk eines Schalks, der, sich den Anschein gebend, als spräche er von England, in der That und Wahrheit aber preuß. Verhältnisse behandelt und dieselben mit scharfen Pinselstrichen zeichnet. — Einen anderen Aufsatz, durch dessen Mittheilung die Red. der Weserztg. sich ein Armuthszeugniß *comme il faut* ausgestellt hat, wollen wir hier ein wenig näher betrachten. Wir meinen den Aufsatz „Über Kommunismus“ von Karl Gutzkow, der in der No. 104 des Sonntagabblattes abgedruckt ist. —

Obgleich Gutzkow gleich im Eingange sagt: Das lebendigste Fürwort für den Kommunismus sind die Thatfachen, sind die unwiderleglichen Umstände, denen er abzuwehren verspricht, so meint er doch am Ende seiner Abhandlung, der K. sei nichts, als ein Hirngespinnst u. s. w. — Man höre! — „Der polemische Theil des Kommunismus, sagt er, ist seine glänzende Seite. Kein gefühlvolles Herz wird sich der schmerzlich beschämenden Wirkung desselben entziehen können. Der Kommunist sagt: die Welt ist voller Elend und sie könnte voller Glück sein! Er schildert die Noth der arbeitenden Klassen, er tritt zu Euch heran, während ihr auf einem seidenen Sopha behaglich vom köstlichen Mahle ausruht, und zerstört Euch die

üppigen Träume und Ausgebürten Eurer Phantaste durch eine nackte Wirklichkeit voll Hunger und Elend! Ihr seht mit düsterm Schmerz auf Eure Teppiche, Eure Gemälde, Eure Vasen, Eure Kronenleuchter! Ihr erschreckt vor den Summen, die ihr bebürft, um das Dasein fortzusetzen, daß Euch schon zur andern Natur geworden ist! Es tritt wohl ein Tröster an Euch heran, der Euch sagen will: Was kümmerst du dich um ein Elend, das die Natur, die Geschichte verschuldet hat? Ein Geistlicher sogar weist vielleicht auf die ausgleichende Macht des Jenseits. Ein Philosoph rühmt die Armuth als Schule der Entsaugung. Ein Politiker spricht von Übertreibungen und verbrecherischer Aufwiegelung der arb. Volksklasse, die sich keineswegs so schrecklich unglücklich fühle, wie der sentimentale Zeitgeist sie durchaus geschilbert wissen wollte. Aber was hilft das? Es mischt sich doch ein Vermuthstropfen in unsern Freudenwein. Wir vergleichen den üppigen Glanz, in welchem dort hinter den erleuchteten Fenstern bei einem Großen der Erde ein Ball gefeiert wird, mit dem Abend eines armen Fabrikarbeiters in Birmingham, mit dem Morgenerwachen eines Webers in Schlessen, und es schaudert uns, wenn wir noch ein Herz haben. Dies Herz ist der berebte Fürsprecher des Kommunismus. — Ist das nicht herrlich? — „Die Thatfachen, fährt er weiter fort, auf welche der K. seine Polemik baut, sind unwiderleglich. Unwiderleglich sind die furchtbaren schroffen Abstände der verschiedenen Lebensexistenzen. Unwiderleglich sind die schreienden Dissonanzen von Arm und Reich, Proletariat und Besitzthum in einer Welt, die uns, wie das Unübersum, auf die Hervorbringung einer majestätischen Harmonie angelegt scheint. Unwiderleglich ist das vom Kommunismus entworfene Gemälde einer herzlosen Gesellschaft, die sich civilisirt nennt und auf einen grausamen Egoismus begründet ist. Die Konsequenz des Privateigenthums und der freien Konkurrenz ist der Krieg Aller gegen Alle. Jenes, hervorgegangen aus dem Begriffe der freien Persönlichkeit, kann den Vorwurf nicht zurückweisen, daß es allmählig alle Merkmale der Willkür in sich aufgenommen hat. Diese zeigt uns das gesellschaftliche Leben in Gestalt eines Wettlaufs, in welchem der Stürzende vom Huf des über ihn hinwegsetzenden zertreten wird. Unwiderleglich ist der tiefe Widerwille, den wir gegen überlieferte oder angeborene gesellschaftliche Vorzüge, Privilegien und Kastenvorrechte empfinden. Unwiderleglich ist die Darstellung jener Scheinwerthe, die die Dinge nur dadurch im Handel und Wandel bekommen, weil Einer der Feind des Andern ist, und Einige von der Verlegenheit vieler Nutzen ziehen. Unwiderleglich ist das schretende Unrecht jenes Vorprungs, welchen bei allem Fleiß, aller Bildung, allem Talent des Nichtsbesitzenden der Kapitalist bei jeder Unternehmung vor dem Kapitallosen voraus hat. Unwiderleglich ist die Berechnung, daß ein Land wie Deutschland für die Aufrechthaltung des monarchischen Prinzips an mehr als 500 Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen Millionen zu zahlen hat, ungerechnet die übrigen Würdenträger der Kronen und die Besitzer geistlicher Pfründen, Summen, die im jähesten Kontraste zu der Armuth in Schlessen, Ost- und Westpreußen, Böhmen und überall stehen, wo sich die Hände der Darbenden uns entgegenrecken. Unwiderleglich ist es, daß England nur deshalb an einer Hyper-Produktion der Industrie leidet mit allem Gefolge des Fabrikelendes, damit eine reiche Aristocratie, die der Grundrente wegen das

Brot im hohen Preise hält, in glänzenden Karavannen durch Italien reisen und in Paris ihre Zinsen verschwenden kann.“ — Alles das ist unüberleglich, — aber eine Gesellschaft, die jenes Elend, jene Ungerechtigkeit aufhebt, — eine Gesellschaft, die die gleiche Berechtigung Aller anerkennt, — eine Gesellschaft, die auf der freien Neigung Aller beruht: — eine solche Gesellschaft ist nicht möglich! Um zu einem derartigen Resultate zu gelangen, braucht man wahrlich nicht nach Paris zu gehen, um sich dort den K. in der Nähe anzuschauen, wie Herr Gukow vor mehreren Jahren gethan: man braucht nur den ersten besten Bürger von Schilda und Schöppenstedt zu fragen und man erfährt da in allerhand Redensarten: „Der K. ist nicht möglich.“ — Und warum ist er nicht möglich, Herr Gukow? Gukow antwortet: „An schlagenden Widerlegungen der Möglichkeit eines solchen Phantastestaates ist kein Mangel. Man hat verwiesen auf die klimatischen Einflüsse, die uns von den Erzeugnissen der Fremde abhängig machen, von nationalen Unterschieden, von der Leidenschaftlichen und thierisch gewalthätigen Natur des Menschen.“ Da haben wir: weil wir keinen Kaffee, keinen Zucker, keine Baumwolle u. s. w. produciren, ist die Gemeinschaft unmöglich; weil es Menschen giebt, die deutsch, andere, die französisch reden, so ist die Gemeinschaft unmöglich! Was aber seine „Leidenschaftliche und thierisch gewalthätige Natur des Menschen“ betrifft, so müssen wir sagen, daß wir diesen Passus nicht verstehen: „Thierisch-gewalthätige Natur des Menschen“! — wir kennen wol eine menschliche Natur, aber „thierisch-gewalthätig-menschlich“? Das ist doch zu viel. — Es ist erstaunlich, welche Schlaueit Herr Gukow besitzt; da meint er nun wirklich, „der von Natur Dumme werde ewig hinter dem begabten Kopfe zurückbleiben“ — das wußten wir auch ohne Herrn Gukow. Aber was thut denn das zur Sache? Ist der Mensch von der Natur so stiefmütterlich bedacht, daß er zu keiner Arbeit tauglich ist, nun so wird er als Kranker behandelt und die Sache ist abgemacht. Ich denke, das ist kein Hinderniß. — „Man will dich (fährt G. fort, um die Unmöglichkeit des K. darzuthun), um das Glück Anderer und dein eignes zu befördern, in eine große Humanitätskassette einpferchen. Wie aber, wenn du keineswegs nach Reichthümern strebst, (als wenn es Zweck der kommunist. Gesellschaft wäre, Reichthümer zu sammeln! „Reichthümer“!), mit Wenigem dich begnügt und dein Glück darin findest, einsam dir selbst, dem Nachdenken über Gott und die Welt und die Zukunft zu leben?“ — Der Kommunist, antworte ich Herrn G., wird etwas ganz anders thun als „dem Nachdenken über Gott und die Welt und die Zukunft zu leben“ — er wird, indem er sich lebt, der Menschheit leben, da ihm die Begriffe „Gott“, „Zukunft“ unbekannt oder richtiger gesprochen, erkannte Größen sind. — Den Grundgedanken des Kommunismus billigt G. und doch sagt er, „es ist verbrecherisch, den arbeitenden Klassen den Traum vorzuspiegeln“, — welch ein Widerspruch.

Was ist denn aber der Grundgedanke des Kommunismus?

Statt G., der darüber ein kluges Schweigen beobachtet, wollen wir sprechen. Der Grundgedanke des K. ist: gemeinschaftliches Leben und Wirken. Wenn also G. diesen Grundgedanken billigt, so billigt er auch den Kommunismus. — Was aber nachfolgender Satz soll, das begreifen wir nicht recht: „Die Universitäten, die Kabinette, die Gewissen der Könige sollen diesen Idealstaat (!) in sich aufnehmen.“ !! Er hat jedoch unangewisselt recht,

wenn er sagt: „Das rein kommunistische Prinzip wird eine große Umwälzung in unsern Lehrbüchern, wie in unserm Leben hervorbringen“ und setzen wir hinzu, trotz der Herren, die wie G. ohne den Kommunismus begriffen zu haben, denselben zu einer Zielscheibe ihrer Angriffe machen. —

Wir sehen aus diesem Aufsatz G's, daß er wol von dem franz. Kommunismus einige Kenntniß hat, daß ihm aber die Entwicklung des deutschen Kommunismus gänzlich unbekannt geblieben ist; wir nehmen nun von ihm und der Weserzeitung Abschied, indem wir sie dem Hinbrüten über die Wahrheit: „Das Räthsel des Daseins wird hienieden nicht gelöst“, womit jener Aufsatz schließt, überlassen. (X).

## Weltbegebenheiten.

Juni.

Wenn man die schädliche Angewohnheit des Denkens und Beobachtens noch nicht ganz mit dem viel bekommlicheren und behaglicheren Vegetiren vertauscht hat, so kann man wirklich zuweilen irre werden an der Wahrheit des alten Sages: Der Mensch ist zur Freude geboren und soll die Erde keineswegs als ein Sammerthal betrachten, darinnen er nur zu seiner Prüfung gesetzt ist. Nicht nur, daß immer größere Massen zu der Schaar der Besitzlosen hingestoßen werden, die für den Augenblick wenigstens fast auf alle Freuden des Daseins Verzicht leisten müssen: — alle dem braucht man sich wenigstens nicht unthätig zu unterwerfen, dagegen kann man kämpfen und durch den Kampf die Verhältnisse bessern. Aber auch die Natur scheint ihre Freude daran zu haben, den Menschen jetzt alljährlich mit banger Sorge um seine nothwendigsten Existenzmittel zu erfüllen. Im vorigen Jahre erkrankten die Kartoffeln, in diesem die Roggenähren, in wenigen Tagen wurden sie mißfarbig und bekamen gelbe und braune Flecken, so daß man wenigstens auf einen bedeutenden Ausfall im Ertrage der Ernte gefaßt sein mußte, weil die kranken Ähren wenig oder gar nicht ansetzten. Jetzt, nachdem endlich nach langem Harren ein befruchtender Regen die dürstende Erde erquickt hat, ist das zwar besser geworden und der Verlust wird nicht so beträchtlich werden, als es Anfangs schien. Zudem ist die Krankheit des Roggens keine so allgemeine gewesen, als die der Kartoffel; sie ist nur strichweise aufgetreten. Hätte sie sich in diesen einzelnen Gegenden auch weiter ausgebildet, so würden diese zwar schwer getroffen sein, aber eine allgemeine Noth wäre nicht daraus entstanden. So hat auch der behäbige Bourgeois wieder einmal die Freude gehabt, Recht zu haben. Er schrie von vornherein, es sei Nichts mit der Krankheit, und wehrte sich mit ängstlicher Hast gegen alle Befürchtungen. Natürlich; er haßt eine Hungersnoth, ja sogar die Gerüchte von drohendem Mangel sehr entschieden, weil er allerlei von der Verzweiflung befürchtet. Zudem rechnet der nationalökonomisirende Bourgeois bekanntlich nur mit Durchschnittszahlen. Er fragt nur: Ist im Allgemeinen Korn genug gewachsen, um die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen? Ja — folglich kann keine Noth entstehen. Er hat Recht; bei einem geordneten sozialen Zustande würden solche örtliche Unglücksfälle sehr leicht ausgeglichen werden können, während bei der gegenwärtigen Ver-

einzelung der Menschen die Einzelnen dadurch in Noth und Elend gerathen. Um solche Kleinigkeiten kann sich aber der Bourgeois nicht kümmern. Wenn die einzelne von einer Mißernte betroffene Gegend nicht grade eine Kornkammer ist, so hat der Mißwuchs keinen erheblichen Einfluß auf den Preis, so wird Getraide genug zugeführt. Die kleine praktische Schwierigkeit, daß die einzelnen von der Mißernte Betroffenen vielleicht kein Geld haben, das zugeführte Getraide zu kaufen, die übersteht der Bourgeois gern, so praktisch er auch sonst sein will. So etwas liegt in den Verhältnissen, das kann man nicht ändern — und schlimmsten Falls appellirt man an die Wohlthätigkeit und den Gemein Sinn. Man zeichnet einige Thaler für einen Verein zum billigen Ankauf von Lebensmitteln, die man zum Einkaufspreise wieder abgeben will. In Köln sanken im vorigen Jahre plötzlich die Preise und da wollten sich die Herren, welche das Geld zum Ankauf hergeschossen hatten, für den Verlust, den sie durch den nun nothwendigen Verkauf unter dem Einkaufspreise erlitten, sogar an den Geldern schadlos halten, welche zu augenblicklichen Unterstützungen zusammengebracht waren.

**Preußen.** Noch immer wird eifrig über die Bankfrage diskutiert und noch immer scheint sie nicht definitiv abgeschlossen zu sein. Kürzlich hieß es, in Folge der Weigerung der Herren Ratan und Knoblauch, die Banknoten zu zeichnen, sollten dieselben nicht vom Staate garantirt, sondern nur als von der Bank ausgehend ausgegeben werden und zwar gleich anfangs mit gleicher Theilnehmung der Privatkapitalisten, wie der Verwaltung. Statt für 10 sollten jetzt für 20 Millionen Thaler Noten in Umlauf gesetzt werden, zur Fundirung des Kapitalstockes wären 10 Millionen aufzunehmen, welche  $3\frac{1}{2}$  Proc. Zinsen und eine Dividende vom Gewinn abwürfen, aber nur für den ersten Besitzer, um die Agiotage zu vermeiden; nur im Todesfalle dürften sie cedirt werden. Von anderer Seite wird diesem Plane widersprochen. Die Konstitutionellen suchen noch fortwährend darzuthun, daß diese Notenemission Seitens der Bank einer Staatsanleihe gleich zu achten sei, daß sie also nach dem Gesetz vom 17. Januar 1820 der Genehmigung der Reichsstände bedürfe. Das scheint mir nicht ganz richtig zu sein. Das Recht, Noten zur Erleichterung des Verkehrs auszugeben, kann der Bank ohne Bedenken zugestanden werden; das obige Gesetz würde nur angezogen werden können, wenn das Gouvernement die Bank zwänge, ihm einen Theil dieser Noten für seine Verwaltungs-Bedürfnisse zu überlassen; das müßte erst nachgewiesen werden, was freilich schwer sein mag. Aber die Verwaltung erhebt ohne reichsständische Einwilligung jährlich mehrere Millionen über den im Gesetz von 17. Januar 1820 festgesetzten Normal-Etat, welcher ohne Genehmigung der Reichsstände nicht erhöht werden sollte. Darin könnten die Konstitutionellen eher einen Anhaltspunkt für ihre Beweisführung finden. Ubrigens scheint es zweckmäßiger zu sein, die Notenemission nicht von vornherein auf eine bestimmte Summe zu beschränken, sondern diese nach dem Bedürfniß sich richten zu lassen. — Die Seehandlung hat ihren Zinsfuß von  $2\frac{1}{2}$  auf  $3\frac{1}{2}$  Proc. erhöht. Sollte man Kapitalien bedürfen und diese durch den höheren Zinsfuß anziehen wollen? Wahrscheinlich wird man, da das Geld fortwährend im Preise steigt, auch die Zinsen für die Staatsschuldscheine bald wieder auf die frühere Höhe bringen müssen. —

Mehrere Städte der Provinz Sachsen haben eine Demonstration gegen

die Provinzial-Landtage gemacht, welche wahrscheinlich von der konstitutionellen Partei ausgeht. Die Stadt Maaßburg will keinen Deputirten mehr zum Provinzial-Landtag schicken, weil das Wahlgesetz zu enge sei und ein wesentliches Bedürfniß des Staatslebens durch den Landtag nicht angeregt und befriedigt werden könne. Das kann allerdings den sächsischen Landtage namentlich sein ärgster Feind nicht nachsagen; aber so enge ist doch das Wahlgesetz nicht, daß es unmöglich wäre, einen Liberalen zum Deputirten zu wählen, wenn die liberale Partei kräftig auftritt und zusammenhält? Und mehr als einen liberalen Deputirten werden die Sachsen schwerlich wollen. Die Stadt Langensalza hat schon aufgehört, den Landtag zu beschicken; Weisensfeld und Zeitz werden wahrscheinlich diesem Beispiele folgen. Diese Taktik wird schwerlich den erwünschten Erfolg haben. Werden die Anträge auch nicht angenommen, so gehen sie doch nicht ganz verloren, wenn sie auch nur gestellt werden. Unthätigkeit ist der gefährlichste Feind alles Fortschritts; jede Bewegung aber ist Leben und trägt die Elemente weiterer Entwicklung in sich. Wenn man siegen will, muß man vor Allem den Kampf nicht aufgeben.

Die General-Synode ist vom Minister Eichhorn eröffnet; in der dabei gehaltenen Rede huldigt derselbe sehr der Freiheit, aber der Freiheit auf apostolischem Grunde. Später hatte die Synode Audienz beim Könige, welcher derselben Andeutungen über das gab, was er von ihr erwartete. „Leider aber, sagte er, sei er nicht im Stande, sich so deutlich darüber auszusprechen; als er wünschte, weil er nicht darauf vorbereitet sei.“ Das werden die Synodalen sehr bedauern, wenn sie sich auch im Allgemeinen die Anschauungen des Königs zum Muster nehmen können, um darnach, wie der König sagte, ein „allgemeines Christenthum“ in's Leben zu rufen; das über alle „besonderen Bekenntnisse“ hinweggeht und sich dem „apostolischen Zeitalter“ nähert. Ubrigens scheint die rationalistische Partei doch viel stärker vertreten zu sein, als man Anfangs glaubte. Die Synode wird auch keine definitive Beschlüsse fassen dürfen, sondern man wird ihre Berathungen nur, so weit es passend scheint, benutzen. Bemerken muß ich noch, daß 3 pommerische Laiendeputirte, unter welchen der Oberpräsident v. Bonin, sich von der gemeinschaftlichen Feier des Abendmahls ausschlossen. Der Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr Eichmann, hat als seinen Stellvertreter den Schulrath Landfermann geschickt, einen sehr gläubigen Mann, welcher sich jüngst durch seine Ansichten über den Religionsunterricht auf höheren Schulen und die in dieser Beziehung an Abiturienten zu stellenden Forderungen (Auswendigwissen von Bibelsprüchen, Gesangbuchversen u. dgl.) bemerklich gemacht hat; er wird, wie es heißt, an Kortim's Stelle in das geistliche Ministerium treten. Die Synode hat ihre Arbeiten damit begonnen, daß sie die Adressen der verschiedenen Magistrate, Städte u. s. w., von denen sie übrigens nur, so weit es ihr passend scheint, Kenntniß nehmen wird, in die Abtheilungen verwies. Es scheint, daß die Laienmitglieder durch Geschäftskentniß, durch ungenüßteren mündlichen Vortrag der Synode sehr nützlich sind. Geistliche Herren sind bekanntlich nur gewohnt zu sprechen, wo sie sicher sind, keinen Widerspruch zu finden — und das ist auch oft gut für sie. —

Die Lichtfreunde temporistren jetzt. Wislicenus hat auf Zureden seiner Freunde seinen ursprünglichen Plan, sogleich aus der evangelischen Lan-

bestirmt auszuschneiden und eine freie Gemeinde zu bilden, aufgegeben und wird vorerst Rekurs gegen das Urtheil bei'm Minister Eichhorn ergreifen. Man will mit dem Austritt warten, bis man weiß, was die Synode über die Organisation der Kirche beschließt. Die 36 Geistlichen, welche der Pfingstversammlung zu Rötten beiwohnten, haben von dem Konsistorium die Gründe des Urtheils gegen Wislicenus verlangt, um darnach ihre Maßregeln zu treffen.

Die theologische Fakultät zu Berlin hat mehreren der methodistischen (pietistischen) Geistlichen des Kantons Waadt, welche die radikale Regierung entließ, weil sie ihren gesetzlichen Anordnungen nicht nachkommen wollten, das Doktordiplom übersandt. Komische Demonstration! Wie kommt doch die lokale Fakultät dazu, Männern eine Ehrenbezeugung zu erweisen, welche sich offenbar gegen die bestehende Regierung auflehnten? Fürchtet sie sich nicht vor den Konsequenzen dieses Schritts? Sie sollte doch, als bibelfest, wissen, daß der Teufel die ganze Hand nimmt, wenn man ihm nur einen Finger reicht. Kein Mitglied derselben Fakultät war bei dem Zeichenbegängniß eines ihrer berühmtesten Mitglieder, des Hegelianers Marchénef, erschienen; wahrscheinlich dachte man, sich dadurch angenehm zu machen. Das scheint aber doch nicht gelungen zu sein, wenn auch die „Allgem. Preuß. Stg.“ in Abrede stellt, daß Eichhorn, welcher dem Zeichenbegängniß beiwohnte, der Fakultät dieserhalb einen scharfen Verweis gegeben hätte. —

Im schlesischen Gebirge herrscht wieder große Noth; Kramka und andere große Häuser entlassen fortwährend ihre Arbeiter massenweise, weil sie angeblich ihren Waaren keinen Absatz mehr zu verschaffen wissen. Die Bäcker und Krämer in den Weberdörfern klagen sehr über ihre Verluste und wollen nicht mehr borgen; denn natürlich verheimlichen ihnen die Weber so lange als möglich, daß sie arbeitslos sind, um sich noch für einige Zeit Kredit zu schaffen. Ein großer Fabrikant soll bei der Entlassung auffallend hart zu Werke gehen. Man weiß nicht recht, ob diese Entlassungen eine Demonstration der Fabrikanten gegen die Etablissements der Seehandlung, deren Konkurrenz sie fürchten, sind, oder ob wirklich eine Überfüllung des Marktes, eine der Krisen eingetreten ist, welche sich bei der unregelmäßigen Produktion, der s. g. freien Konkurrenz dem natürlichen Lauf der Dinge zufolge von Zeit zu Zeit wiederholen. Wahrscheinlich Beides! Der Kartoffelmangel trug natürlich auch noch viel dazu bei, die Noth der Arbeiter zu vergrößern. —

In Liegnitz wurde kürzlich bei einem sehr besuchten Konzert vom Publikum stürmisch die Marsseillaise begehrt; das Orchester spielte die Weise und die Anwesenden sangen den Text. Die Beamten und Offiziere verließen, indignirt über diese revolutionären Töne, welche trotz ihrer Schönheit kein lokales Ohr ohne Grausen hören kann, augenblicklich den Saal. Gegen sämmtliche Anwesende, also gegen einen sehr großen Theil der Bürgerschaft aber wurde eine Untersuchung eingeleitet. Es ist schwer abzusehen, was dabei herauskommen soll, da kein Gesetz das Singen der Marsseillaise verbietet. — Noch schwerer ist eine andere polizeiliche Maßregel zu begreifen. In Berlin lebte eine Mißreiß Aston, geschieden von einem Engländer, Tochter eines magdeburgischen Geistlichen, Verfasserin eines Bändchens Gedichte, dabei jung, hübsch, gescheut, so daß sie von ihren Freunden die deutsche „George Sand“ genannt wurde. Sie verkehrte viel in der Gesell-

schaft den Stizner, Bauer u. s. w. und gehörte zu den Frauen, welche man in diesen Kreisen „*remanspirite*“ nennt, welche ihr Vergnügen daran haben, mit ihren Freunden, Liebhabern und Männern die Wirthshäuser zu besuchen, Bier zu trinken, Cigarren zu rauchen, und die sich gern in männlicher Kleidung mit Sporen und Reitpeitsche bewegen. Nun, das sind Geschmackssachen, um die sich die Polizei keinesfalls zu kümmern hat, indem diese den Männern erlaubten Freuden den Weibern nirgends, weder in Landrecht, noch sonst verboten sind. Wenn die Männer und Liebhaber Bedenken dabei hätten, so würden wir das eher in der Ordnung finden. Diese *Mistress Aston* mußte aber wohl durch ihre Äußerungen an öffentlichen Orten das Auge der Polizei auf sich gezogen haben. Sie wurde vom Polizeipräsidenten verhört und gab dabei ihre Ansichten, namentlich über die Ehe, in welcher sie wahrscheinlich durch die Eifersucht ihres Mannes wenig Freuden genossen hatte, sehr freimüthig kund. In Folge dessen wurde sie durch ein Reskript des Polizeipräsidenten aus Berlin verwiesen, „weil ihre Ansichten über die Ehe die bürgerliche Ordnung der Residenz gefährdeten.“ Konsequent hätte man *Mistress Aston* wenigstens einsperren müssen; denn wenn man ihre Ansichten für so gefährlich hielt, so kann auch jede andere Ortsschaft grade so gut Schutz vor diesem Gifte verlangen, als die Residenz. Alle Schritte der Frau *Aston* um Zurücknahme ihrer Verweisung waren vergeblich. Das Gericht zu Burg, wo sie früher wohnte, soll ihr sogar ihr Kind nehmen und es dem Manne zurückgeben, weil zu erwarten sei, daß sie es irreligiös erziehe. Wer gibt dem Staate das Recht zu diesem Eingriff in die Familie? Er darf nur verlangen, daß man seinen Anordnungen in Bezug auf die Religion äußerlich folge, daß man sich zu irgend einer Konfession bekenne, daß man taufen und sich trauen lasse u. dgl.; aber was man glauben und nicht glauben soll, das kann er nicht befehlen. Gedankenfreiheit haben wir doch seit den Tagen des wackeren *Marquis Posa* besessen. *Mistress Aston* wohnt jetzt bei einer befreundeten Familie in Köpenik. Wo früher die christlich-germanischen, ebenso tugendhaften, als leinenhosigen Burschenschaftler saßen, die jetzt sehr häufig im Talar einherschreiten, da wohnt jetzt eine ehefeindliche, der bürgerlichen Ordnung der Residenz gefährliche Atheistin. O Zeiten, o Sitten! —

Den Bericht über die Lage unserer Presse kann ich diesmal wenigstens mit einem freisprechenden Erkenntniß eröffnen; daraus darf man aber nicht schließen, daß sich im Allgemeinen die Presszustände gebessert hätten oder daß etwa erhebliche Aussichten zu einer solchen Besserung vorhanden wären. Keineswegs! — Es ist eben ein vereinzelttes Faktum, daß das Obergericht zu Raumburg den liberalen Publizisten *Florencourt* von der gegen ihn wegen zweier Aufsätze in den „*Sächs. Vaterl. Bl.*“ erhobenen Anklage des frechen und unehrbietigen Tadel der Landesgesetze völlig freigesprochen hat. Auf den Inhalt der Aufsätze ließ sich das Gericht gar nicht ein; daß dieselben unter deutscher (sächsischer) Censur erschienen seien, sichere den Verfasser den Bundesgesetzen gemäß vor aller gerichtlichen Verfolgung. Bei Herrn v. *Löe* wurde dieser Grundsatz ebenfalls anerkannt; in Schlessen wurde aber Herr *Gayn* bekanntlich verurtheilt, obgleich sein Schriftchen unter sächsischer Censur erschienen war. Damit aber künftig dergleichen Ungleichheiten verschwinden, damit die Censur ein gleichmäßiges nationales Institut werde und damit der Censor des einen Landes Nichts passiren lasse,

was das andere verdrängen oder gefährden können, so soll sich dem Vernehmen nach der Bundesstag bei Ablauf der Karlsbader Beschlüsse mit gemeinsamen Maßregeln über die Presse beschäftigen. Daß dieses neue Zeichen deutscher Einheit die Presse und die Schriftsteller eben nicht auf Rosen betten werde, versteht sich von selbst. — Man spricht auch von der Errichtung einer neuen Censurinstanz, nicht für die Schriftsteller, sondern für die Censoren, welche sich bei derselben in zweifelhaften Fällen Rath zu erholen hätten; bisher waren die Oberpräsidenten die unmittelbaren Vorgesetzten der Censoren. Für Berlin sei zu einem solchen Posten der Geh.-Ober.-Mag.-Rath Kortüm bestimmt, dem auch die Censur der neuen Regierungs-Zeitung übertragen werden würde. — In Königsberg hat sich der Städtgerichtsdirektor Reuter gegen die „Königsb. Stg.“, deren Censor er ist, eine Taktik erlaubt. Er strich nämlich einen Satz aus der Adresse des Magistrats an die Generalsynode und zwang dadurch die „Königsb. Stg.“, dieselbe mit ziemlich sinnlosem Schluß aufzunehmen. Über diese durch ihn selbst des Sinnes beraubte Stelle fiel der Herr Censor dann in der „Stg. für Preußen“ her und machte sich wacker darüber lustig, wie die Kinder, die sich einen Popanz machen und ihn dann tapfer angreifen und zersetzen. Der Magistrat wird beim Minister des Innern Klage darüber führen. — Dem „Rhein. Beobachter“ sind 2 Kuratoren bestellt, denen er alle Erlasse aus dem geistlichen Ministerium, die er aufnehmen will, erst vorlegen muß, damit er in seinem Amtsseifer keine Indiskretionen und Dummheiten begehe. Dafür sind aber seine Geldverhältnisse regulirt und er bleibt bestehen, damit der Protestantismus am Rhein doch auch ein Organ habe. Wir protestiren sehr gegen den Herrn Bercht als Vertreter des Protestantismus. —

Aus Meisse sind nun auch die letzten 3 Polen, die krank im Lazareth lagen, entkommen. Der König hat eine strenge Untersuchung wegen der Flucht der polnischen „Rebellen“ anbefohlen, welche dem Anscheine nach nur durch grobe Vernachlässigung des Dienstes habe gelingen können. — Gegen den Landrath v. Gräbenitz, dem, wie ich im vorigen Hefte meldete; auch eine empörende Mißhandlung eines gefangenen Polen zur Last gelegt wird, tritt jetzt auch ein Landschaftsrath und Lieutenant Donimirski auf Hohenborff mit einer gewichtigen Klage auf. Derselbe wurde, obgleich er versichert, im Rufe eines loyalen Mannes zu stehen, bei Nacht und Nebel von dem Herrn Landrathe verhaftet und trotz seiner Krankheit in's Gefängniß geworfen. Warum? Es sollte auf einer angeblich aufgefundenen Listen gestanden haben, daß er 6 Pferde für die Insurgenten stellen könne. Wenn das ein genügender Grund zur strengen Haft eines angesehenen und ansässigen Mannes ist, so kann jede Denunziation und selbst eine alberne Mystifikation jeden ehrlichen Mann in den Kerker bringen. Donimirski mußte die erste Nacht in einem kalten Keller zubringen und erst das ernste Einschreiten eines Arztes bewog den Landrath, dem kranken Manne ein warmes Zimmer zu geben. Nach 8 Tagen wurde er zum erstenmal verhört, dann wieder auf sein Gut geschickt mit dem Bedeuten, es nicht zu verlassen und später von einem Kanzleidirektor ganz freigelassen, ohne daß er etwas Näheres über die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen erfahren hätte. Er hat jetzt ein Urtheil verlangt. Das schwere Mißbräuche leicht möglich sind, wenn man einem untergeordneten Beamten, der vielleicht seinen Diensteifer gern in hellem Lichte zeigen möchte; eine solche Macht über die Freiheit

der Bürger einräumt, liegt auf der Hand. — In Posen sind mehrere angesehene Männer, die man in Verdacht hatte, Korrespondenzen nach Frankreich besorgt zu haben, oder bei denen Pulvervorräthe aufgefunden sein sollten, ihrer Haft entlassen. Wahrscheinlich ist mancher Unschuldige im ersten Eifer eingestekt. Doch werden noch öfter Verhaftungen vorgenommen; unter anderen sind wieder 2 Offiziere eingebracht, darunter der Bruder des schon früher verhafteten Lieutenants Magdzyński, der bei dem Befreiungsversuche der Gefangenen in Posen die Bauern von den getroffenen Maaßregeln unterrichtet und sie aufgefordert haben soll, sich zu zerstreuen. Übrigens hört man Nichts von dem Stande der Untersuchung. Doch hat man es für nöthig gehalten, dem bisher nur formell unter der Aufsicht des Oberpräsidenten stehenden landschaftlichen Kredit-Institute zu Posen einen Ministerialkommissär vorzusetzen, dessen Befugnisse die Stelle des bisherigen Provinzial-Landschafts-Direktors ziemlich unbedeutend macht. Dieser Schritt wird die Polen, die in der Landschaft ihr letztes nationales Institut sahen, sehr unangenehm berühren und das Vertrauen in die Landschaft sicher nicht vermehren. Ich vermag die Nothwendigkeit dieser bürokratischen Bevormundung einer provinziellen Kreditanstalt nicht recht einzusehen. —

**Sachsen.** In dem Verlauf des jetzt geschlossenen Landtages ließ sich eben keine Fortbildung des konstitutionellen Geistes und seiner Formen entdecken. Die Regierung folgt ihren eigenen Entschlüssen, ohne auf die Ansichten der Majorität der Kammer Rücksicht zu nehmen, wie sich das namentlich bei dem hartnäckigen Widerstande des Justizministers v. Könneritz gegen das ich weiß nicht wie oft von der Kammer votirte öffentliche Gerichtsverfahren zeigte. Der Minister des Innern, Herr v. Falkenstein, ist ein so entschiedener Gegner der Pressefreiheit, wie Metternich; ihm ist die Censur noch fortwährend nöthig und nützlich, während sie sein Kollege Nebenius in Baden doch nur als ein vom Bunde ausgehendes Übel bezeichnete, dessen Abstellung nicht in der Macht der badischen Regierung läge. — Professor Wiedermann ist wegen seiner am 4. September vorigen Jahres im Schützenhause gehaltenen Rede über die Augustereignisse zu 3 Wochen, Buchhändler Mayer, der die Rede im Auslande drucken ließ, zu 14 Tage Gefängniß verurtheilt. — Das Verbot des Wigand'schen Verlags ist von Oesterreich zurückgenommen; gegen Philipp Reclam aber, der nicht um Zurücknahme gebeten hatte, besteht es noch in voller Kraft. — Einem freilich nicht verbürgten Gerücht zufolge hätte der Kommandant von Bautzen neulich bei der Ankunft des Königs, der einer Probefahrt auf der sächsisch-böhmischen Eisenbahn beiwohnte, scharfe Patronen an seine Soldaten austheilen lassen. Scharfe Patronen in der lokalen Lausitz! — Der russische Gesandte fordert noch immer Tyssovski's Auslieferung mit einer Heftigkeit, die Sachsen nur in seiner Weigerung bestärken wird. Er ist außer sich vor Zorn über die Behandlung Tyssovski's auf Königstein, die viel anständiger sei, als sie einem „Rebellen“ zukäme; in Rußland denkt man über diesen Punkt allerdings anders. Er verlangt wenigstens Mittheilung aller von Tyssovski gemachten Aussagen, um dadurch vielleicht noch neue Opfer der russischen Justiz überliefern zu können; hofentlich wird man ihm auch das abschlagen. —

**Hannover.** Die Etikette ist verletzt, das Vaterland ist in Gefahr!

Sonst wurden zu der üblichen Gratulation am Geburtstage des Königs nur solche Deputirte der II. Kammer eingeladen, welche persönlich hoffähig waren; denn daß Jemand durch seine Eigenschaft als Vertreter des Volkes hoffähig würde, das wird hoffentlich Niemand voraussetzen. Die Kammer, dem bösen Geiste der Zeit folgend, fing aber an, diese Maßregel, die doch Nichts war, als Wahrung der Majestät der Krone, übel zu nehmen und Schutz schlug deshalb vor, man sollte sich mit einer Gratulationsadresse begnügen, um diesen wählerischen Einladungen ein Ende zu machen. Und o Wunder! Der Hofmarschall gab nach, er erklärte, jene Exklusiv sei ein Mißverständniß gewesen und die Deputirten könnten alle kommen zur Gratulation ohne Ansehen der persönlichen Hoffähigkeit. Welch' bedenkliche Neuerung! Und dazu verlangt die Kammer noch auf Freustings Antrag eine Reduzirung der stehenden Heere durch eine Bundesmaßregel! Des ist eine schreckliche Zeit, welche den hannöversischen Adel mit Noth und banger Sorge erfüllen wird! Und welcher Freund des Vaterlandes und der guten alten Zeit wird ihn Unrecht geben? —

**Baiern.** Eine höchst ergögliche Zeitungsende schwamm kürzlich von Baiern aus in die „Mannh. Abendztg.“ herüber. Diese publizierte nämlich plötzlich eine Königl. Bairische Verordnung, durch welche die Zeitungen für innere Angelegenheiten gänzlich von der Censur befreit wurden. Alles rief sich verwundert die Augen und fragte, wie doch grade jetzt Altbaiern zu einer solchen Verordnung käme? Bald aber löste sich das Räthsel. Jene Ordre war 1836 unter dem Ministerium Wallerstein erlassen und ist längst zurückgenommen, wenn sie überhaupt je zur Ausführung gekommen ist. Ein Schalk von Zeitungskorrespondenten hatte sie aber von 1846 datirt und sie so der „Mannh. Abendztg.“ zugeschickt. —

Die „Augsb. Postztg.“ verkündet, das nächstens im Kriminal-Prozess Öffentlichkeit und Mündlichkeit und eine Jury von Juristen eingeführt werden sollte. Was soll das heißen? Sollen die vom Staate angestellten Richter als Geschworene sitzen und, ohne an einen strikten Verweis gebunden zu sein, nach ihrer subjektiven Überzeugung das Urtheil sprechen? Wir danken für eine solche Jury, die noch weniger Garantien bieten würde, als das bisherige Inquisitions-Verfahren. Geschworene müssen unabhängige Männer sein, von dem Volke aus dem Volke gewählt werden; nur wenn sie stets wieder in das Volk zurückkehren, ist die Kontrolle der öffentlichen Meinung stark genug, Mißbrauch der Gewalt der Jury und Willkürlichkeiten zu verhüten. Ein Jurist von Profession ist zudem immer geneigt, da Anzeigen von Verbrechen zu wittern, wo der gewöhnliche Mensch Nichts sieht. Die ganz absonderliche Art von Scharfsm, die dem Juristen anezogen wird, könnte in einer Jury von Juristen doch sehr bedenkliche Folgen haben.

**Baden.** Die Kammer ist in voller Thätigkeit und hat einige recht interessante Sitzungen gehalten. Stürmische Debatten zwischen dem Ministerium und der Opposition rief die Interpellation Kapp's wegen eines Censurstreichs hervor; die Censur hatte nämlich aus einer Rede desselben eine Stelle ausgemerzt, in welcher er an die früheren Versprechungen der deutschen Fürsten erinnerte. Welcher erklärte bei dieser Gelegenheit unumwunden, er fürchte, es werde zu einer Revolution kommen, wenn man auf dem bisherigen Wege fortfahre, worüber die Minister Nebenbiss und

Beck theils betrübt, theils zornig wurden. Die Censur zu Mannheim treibt es denn auch trotz aller Protestationen der Kammer noch immer nach wie vor. Mathy verlas einen Brief, in welchem arme Denkwürdiger Auswanderer von der Heimath Abschied nahmen; die Mannheimer Censur hatte ihn unerbittlich gestrichen, worüber sich die Kammer sehr wunderte. — Kindeschweuder erstattete Bericht über die Aufhebung der Versammlung des Gemeinderaths zu Mannheim durch Wassergewalt im November v. J. und trug darauf an, die Regierung zu strenger Untersuchung dieses Vorfalles und zur Wahrung der Rechte des Gemeinderaths aufzufordern. Wird schwerlich viel Erfolg haben. — Einstimmig stimmte die Kammer ferner für Schutzzölle; sie forderte die Regierung auf, ihr die Beschlüsse der jetzt in Berlin abzuhaltenden Zollkonferenz mitzutheilen und lieber aus dem Zollverbände auszuscheiden, als auf Schutzzölle zu verzichten. „Allgemeine Handelsfreiheit, sagt Mathy, freie Mitbewerbung, bleiben immer richtige Ideen, aber zu ihrer Verwirklichung sind gleichmäßige Bedingungen unter den Konkurrenten, ein Gleichgewicht in den Machtverhältnissen nöthig, weil sonst der Stärkere den Schwächeren unterdrückt und dadurch alle weitere Konkurrenz für die Zukunft unmöglich macht. Die Handelsfreiheit erhebt das Monopol zur Alleinherrschaft!“ Ganz richtig; aber was sollen die Schutzzölle daran ändern? Die Schutzzölle machen vielleicht dem Auslande die Konkurrenz unmöglich; das ist Alles. Aber wird dadurch die Konkurrenz im Inlande weniger unerbittlich? Wird dadurch im Inlande der Stärkere verhindert, den Schwächeren zu vernichten? Wird dadurch das Kapital im Inlande weniger zum Monopol? Man muß das Prinzip der Konkurrenz, die feindliche Vereinzelung des Menschen bei der Wurzel angreifen und es durch das Prinzip des gemeinsamen Schaffens und Wirkens verdrängen, wenn man zu einem wirklichen Resultate kommen will. Nicht bloß die Konkurrenz mit dem Auslande ist gefährlich, sondern die Konkurrenz der Inländer unter einander hat genau dieselben üblen Folgen, die unbedingte Herrschaft des Kapitals über die Arbeit; sie setzt den Geldfeudalismus auf den Thron und macht den Arbeiter zu seinem Sklaven. Hätten Herr Mathy und die übrigen Deputirten, die über die Kapitaliensteuer sprachen, über diese Säge und ihre Konsequenzen besser nachgedacht, so würden sie nicht solche Trivialitäten über Kommunismus und Sozialismus vorgebracht oder angehört haben. Zuerst kommt Herr Hofrath Busch, der Vertreter der ultramontanen — jesuitischen Partei, welche aber jetzt viel mit ihrer Sorgfalt für das Wohl der arbeitenden Klassen, für die Aufhebung des rastlos fortschreitenden Pauperismus kokettirt; daß es ihr nicht sonderlich Ernst um die Sache ist, daß sie dieselbe höchstens als Mittel zum Zweck, zu ihrer Herrschaft anregt, versteht sich von selbst. Auch in Branfreich sind die Jesuiten unter die Arbeitsorganisierer gegangen und haben soziale Werkstätten angelegt, welche ihnen wahrscheinlich einen hübschen Profit abwerfen. Herr Busch hoffte von der Kapitaliensteuer zu einer progressiven Einkommensteuer fortzuschreiten, um die Lasten des Staatshaushaltes von den Schultern der Armen zu nehmen. Das ist schön, wenn es sein Ernst ist. Er sprach vom Geldfeudalismus; den er durch Organisation der Arbeit d. h. durch Wiedereinführung der alten Korporationen stürzen will; das ist Unsinn, der patriarchalische Schlenbrian läßt sich nicht zurückführen. Er rückte dann seinem Ziele näher und sprach viel vom der

Regulirung der Armenpflege und ermangelte dabei nicht, liebevoll Blicke auf die glückliche Lage des Volkes, der Armen unter der milden Herrschaft des Krummstabs hinzuwerfen. Das ist des Pudels Kern! Rest, wenn's euch gelüftet, in Zimmermann's vortrefflicher Geschichte des Bauernkrieges die empörenden Einzelheiten dieser milden Krummstabs-Herrschaft nach; die Haut wird euch dabei schauern! — Sodann kommt der Herr Baffermann und belehrt uns, „der Kommunismus, der die Theilung (wer hat ihm das gesagt?) ja wohl gar (nur nicht ängstlich!) die Aufhebung des Privateigentumes predige, sei der schlimmste Feind der Freiheit (der bürgerlichen natürlich, nicht der menschlichen), weil er dadurch die Zerstückung der Familie herbeiführe; denn natürlich würde kein Familienvater arbeiten wollen, wenn er seinen Erwerb nicht seinen Kindern hinterlassen könnte.“ O die zärtlichen Familienväter! Arbeit ist dem Menschen Bedürfnis, sie ist ein Ausfluß seines Wesens, sie ist Bethätigung seiner menschlichen Eigenschaften, sie stärkt und erhält ihn: — „dummes Zeug, schreit Herr Baffermann, bezahle oder — ich faulenze.“ *Chacun à son gout!* Wenn aber der Kommunismus in dem Einzelnen nicht Garantie genug für die zweckmäßige Erziehung der künftigen Glieder der Gesellschaft fände, wenn er eine gemeinsame Erziehung von einem gewissen Alter an für nöthig hält, die übrigens auch jetzt, nur auf schlechte Weise, in Pensionen und anderen Instituten stattfindet, so ist noch nicht abzusehen, wie er sich dadurch als Feind der Freiheit dokumentirt. Das Verhältniß zwischen Kindern und Eltern wird durch eine gemeinschaftliche Erziehung nicht getrübt; die Eltern können ja ihre Kinder täglich und stündlich sehen und erziehen helfen; wohl aber tritt die licht- und luftscheue Abgeschlossenheit der Familie vor der menschlichen Gesellschaft im Ganzen zurück und die deutsche Familienseligkeit hat uns wahrlich kein Heil gebracht, wohl aber die Vernichtung alles wirklichen öffentlichen Lebens des Volkes und den ganzen Kram von Konnexionen und Betterschaften. Herr Baffermann klagt ferner, die Reaktion hätte den Kommunismus benutzt und den Liberalismus dadurch verdächtigt, daß sie ihn mit dem Kommunismus für gleichbedeutend erklärt hätte und daran sei nur der schändliche Kommunismus Schuld. Aber, Herr Baffermann, was können wir für die Thorheit und Dummheit der Menschen? Übrigens beruhigen Sie sich, wir protestiren energischer gegen die Identität von Kommunismus und Liberalismus, als Sie es vermögen. Herr Mez nimmt den Kommunismus in der Theorie in Schutz und stellt ihn wenigstens hoch, als ein, wenn auch unerreichbares, Ideal. Aber gleich belehrt ihn Pfarrer Zittel, er habe da einen Wechselbalg in die Kammer gebracht und kenne den Kommunismus nicht; dieser sei Nichts als gleichsam eine hirnverbraunte Parodie des Christenthums. O Herr Pfarrer! Doch man sieht, er leidet selbst an Überschuß von Mangel in Kenntniß des Kommunismus, während er dem wackeren Mez doch nur Mangel an Überschuß vorwerfen konnte. Endlich quält sich die Kammer mit nutzlosen Unterscheidungen zwischen Kommunismus und Sozialismus und unter letzterem beschließt sie, ich weiß nicht warum, gemeinschaftliches Arbeiten wahrscheinlich mit Weibehaltung des Lohnes und des Privatverwerbes d. h. Kompagnie-Geschäfte zu verstehen; aber auch das scheint ihr nicht praktisch. „Versteht man dagegen, sagt Mathy, unter Sozialismus Nichts, als besondere Vereine zur Erreichung bestimmter Zwecke,

so ist das eine alte Geschichte und längst eingeführt; jeder Handelsverein und Sängerbund, jede Gewerksinnung und staatliche Verbindung, jeder Gemeinde-Backofen und jede gemeinschaftliche Waschküche ist eine soziale Einrichtung.“ Allerdings; aber was soll das? Wenn sich mehrere Menschen zu einem Zwecke verbinden, so ist das eine gemeinschaftliche oder wenn man will soziale Unternehmung. Das Vorhandensein dieser einzelnen gemeinschaftlichen Institute bedingt aber keineswegs die Vergesellschaftung, die Gemeinschaft im Ganzen und Großen, hebt keineswegs die Vereinzelung in den wesentlichen Dingen auf. Herr Mathy kann auch einen Kasernen-Abtritt eine soziale Einrichtung nennen, sofern man auch bei'm Sozialismus immer noch Abtritte nöthig haben wird; aber er wird hoffentlich nicht behaupten, daß mit dem Dasein dieses Kasernen-Abtritts nun der Sozialismus verwirklicht sei. Der Sozialismus ist freilich eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Nach dieser überflüssigen Debatte, bei der uns Hecker's Schweigen auffiel, wird die Kammer die Kapitaliensteuer annehmen, dafür aber wahrscheinlich auf Weller's Antrag den Erlaß einer anderen Steuer beantragen. —

**Schweiz.** Der Berner Verfassungs-rath ist in die Verathung des Entwurfs der Redaktions-Kommission eingetreten, obwohl sich die konservativen Herr Fischer und Wyß Mühe geben, ihn davon abzuhalten, weil dieser Entwurf den historischen Boden verlasse und unbedingte Press-Assoziations- und Sauffreiheit (d. h. Nichtbeschränkung des s. g. Wirthschafts-gesetzes) proklamire. Das allgemeine Stimmrecht ist angenommen; der Censur ist gestürzt; jeder Mann, der 20 Jahr alt ist, ist stimmsfähig. Dagegen ist das Veto verworfen. Statt dessen wurde Stämpfli's Antrag angenommen: „Eine Gesamtunternehmung des großen Rathes findet statt, wenn die Mehrheit der stimmsfähigen Bürger in den politischen Versammlungen es verlangt. Eine solche Abstimmung wird veranlaßt, wenn 12000 Bürger es verlangen. Der Große Rath kann diesen Versammlungen Gegenstände zur Entscheidung vorlegen.“ Die „Neue Züricher Ztg.“, das Organ des steifen bürokratischen Legal-Radikalismus, dem es keineswegs mit Durchführung der reinen Demokratie Ernst ist, fürchtet sich vor dieser Fackel; „wenn Jündstoff genug vorhanden sei, so wäre der Meister vom Kanton, der sie am besten zu schwingen wisse.“ *Eh bien*, habt ihr nicht die Souveränität des Volkes proklamirt? Während dieser Verathungen war auch die Reaktion wieder thätig gewesen und hatte von mehreren Gemeinden eine Kommission von 7 echten Burgdorfer Aristokraten (Schnell u. a.) zur Beaufsichtigung des Verfassungsrathes wählen lassen. Diese benutzte namentlich die finanziellen Fragen zur Agitation, forderte Erhaltung der Gemeindegüter und bezeichnete die Centralisation der Armengüter bezw. der Armenpflege durch den Staat geradezu als Raub. Die Radikalen traten diesem reaktionären Komite, welches die Sache nur verwirren wollte, um im Trüben zu fischen, energisch entgegen. Nach dem Beschluß des Verfassungsrathes mußte der etwas widerstrebende Regierungsrath dasselbe auflösen. Auch Neuhaus, der sich wohl zu rehabilitiren wünscht, stimmte entschieden mit den Radikalen. Daß aber nach diesen Vorgängen die radikalen Finanzreformen manche jener lauwarmen Anhänger verlieren, die nur gezwungen mit dem Strome schwimmen, ist leider zu befürchten. Schon ist von Stockmar ein vermittelnder Vorschlag eingebracht, daß die Befn-

ten und Bodenzinse nicht unentgeltlich abgeschafft, sondern um  $\frac{2}{3}$  des 1845 festgesetzten Preises abgelöst, daß die Privatbesitzer nach jenem Gesetze entschädigt werden sollten. Nur ganz arbeitsunfähige Armen sollen unterstützt werden und zwar in erster Linie von den Gemeinden, die deshalb ihre Armengüter behalten. Nur wenn deren Kräfte nicht ausreichen, hilft der Staat, aber die zu solchen Unterstützungen zu verwendende Summe darf 400,000 Fr. jährlich nicht übersteigen. Das ist denn freilich bedeutend weniger, als man erwartete. —

Der Vorort Zürich verlangt von Luzern Mittheilung des Separat-Vertrages, welchen die katholischen Kantone, Luzern, die Urschweiz, Wallis und Freiburg unter einander zu Schutz und Trug abgeschlossen haben. Dieser Vertrag ist bundeswidrig, der Vorort spricht schon im Voraus aus, daß die Rechte des Bundes dadurch verletzt würden, die radikalen Mitglieder der Tagsatzung werden das auch thun, ohne daß die Sache geändert würde. Auf legalem Wege ist die Tagsatzung machtlos durch die Kantons-Souverainität. Sie ist nutzlos; die Prinzipien der einzelnen Kantone stehen sich so schroff gegenüber, daß sie sich trennen oder die Bundesversammlung revidiren müssen, um der Tagsatzung Mittel zur Ausführung ihrer Beschlüsse zu schaffen. — Der Verhörrichter Ammann, der Torquemada von Luzern, hat jetzt den Bericht über die Untersuchung gegen die Aufrehrer, nicht vom letzten Freischaarenzuge, sondern vom 8. Dez. 1844 veröffentlicht. Selbst die sehr konservativen „Baseler“ und „Eidgenöss. Ztg.“ moquirten sich über die Kleinlichkeit, in der besetzten Partei noch immer nach neuen Schuldigen zu suchen. Ubrigens ist jetzt durch Beschluß des Großen Rathes die Untersuchung geschlossen und den Gerichten zum Spruch übergeben.

**Belgien.** Der Kongreß der verschiedenen Schattirungen der Liberalen zu Brüssel hat keine erhebliche Früchte getragen. Nur hat man beschlossen, das Wahlrecht für die Kapacitäten zu verlangen, wenn sie nur das Minimum des Censur (20 Fl.) zahlen. Je nach der verschiedenen Örtlichkeit schwankt nämlich das Minimum des Censur zwischen 20 und 100 Fl. Steuer. Abschaffung des ganzen Censur konnte der liberale Kongreß nicht beantragen, weil er „Nichts als die Konstitution“ wollte, die zu diesem Behufe hätte geändert werden müssen. — Bei der Eröffnung der Eisenbahn von Paris nach Brüssel, wo die Belgier als kluge Kaufleute ebenso viel Sympathien für die Franzosen kund gaben, als für die Deutschen bei Eröffnung der rheinischen Bahn, sind in Brüssel glänzende kostspielige Feste gegeben. Dagegen ist die Noth in manchen Gegenden des Landes so groß, daß die Regierung der Stadt Arlon hat 50,000 Fr. zum Ankauf von Korn vorschießen müssen. An jenen Festabenden ist wahrscheinlich bedeutend mehr verjubelt.

**Frankreich.** Schon wieder ein Strikal. Die Gruben von Als bei St. Gaudens (Ober-Garonne) sind verlassen, weil die Bestzer die Erhöhung des Lohnes verweigerten. Die Arbeiter von Melles vertrieben die fremden Arbeiter, welche weiter arbeiten wollten, und um ihre Kameraden im Canton Bagniers an fernern Arbeiten zu hindern, durchstachen sie die Dämme und setzten die Gruben unter Wasser. — In Nancy ist es in Folge der Steuererhöhung zu ernstlichen Unruhen gekommen, bei welchen ein Arbeiter erschossen wurde. Darauf wurde ein Zuschuß aus der Gemeinde-

kasse bewilligt, damit das Brod billiger, als nach der Taxe, verkauft werden könnte, worauf die Ruhe alsbald wieder hergestellt wurde. —

In der Pairskammer berief sich der Kanzler Basquier, um zu beweisen, daß Lecomte vor seiner Hinrichtung seines Ehrenlegionkreuzes beraubt werden müsse, auf die Hinrichtung des Marschalls Ney, der auch vorher degradir worden wäre. Diese höchst undelikate Zusammenstellung eines Mörders mit dem tapferen Marschall, dem unglücklichen Opfer der Rachsucht der Restauration, erregte allgemein tiefen Unwillen, und Ney's Sohn, der Fürst von der Moskwa, interpellirte deshalb den Kanzler sehr heftig. Wahrscheinlich wird er jetzt die so lange verschobene Revision des Prozeßes des Tapfern der Tapferen verlangen und die dabei zu Tage kommenden Einzelheiten werden Manchen der jetzigen Großwürdenträger sehr unangenehm sein.

**England.** Das Ministerium Peel unterlag, nachdem es die dritte Lesung der Kornbill im Oberhause durchgesetzt hatte, im Unterhause bei der zweiten Verlesung der irischen Zwangsbill mit 73 Stimmen Minorität und reichte deshalb alsbald seine Entlassung ein. Lord John Russell, der Führer der Whig's, soll mit der Bildung eines neuen Kabinet's beauftragt werden. Ein reines Whigministerium ist im Lande unpopulair und erlangt im Parlament nicht die Majorität, würde sich also höchstens bis zur nächsten Session halten können. Die Whig's sind viel aristokratischer, als die Konservativen unter Peel's Führung, welche mit den eigentlichen Tories Nichts mehr gemein haben. Die Bourgeoisie, die Freihandelsmänner werden sich also viel lieber mit Peel vereinigen, als mit Russell und da sie, nach dem Sturze der toryistischen Landlords durch die Kornbill, die gewichtigste offiziell vertretene Partei sind, so könnte es leicht sein, daß wir Peel sehr bald mit ihnen und durch sie wieder am Ruder sähen. —

Die englische Freimaure haben ihren Vertreter von der Loge zu Berlin zurückgerufen, derselben den Kartell gekündigt und ihren Mitgliedern den Zutritt versagt, weil die preussischen Maurer keine Juden aufnehmen wöllen. Bravo! die ganze Maurerei ist zwar eine unnütze Spielerei, die sich vergebens durch alberne Geheimnißkrämerei einen Anschein von Wichtigkeit geben möchte; aber diesem Schlage, der der religiösen Engherzigkeit versetzt wird, muß man Beifall rufen. — Ibrahim Pascha, der Schlächter von Morea, der in England ebenso fetirt wird, wie in Frankreich, scheint wenigstens Wit zu haben. Als er neulich einer Preisvertheilung beiwohnte, wo ein Geistlicher einen Preis für die Erfindung von Streichriemen für die Rasirmesser erhielt, strich sich Ibrahim den Bart und sprach: „Die Mollah's meines Landes studiren nur den Koran; hier aber sinnen die Priester darauf, das Volk zu scheeren.“ —

Die Zeitungs-Redakteure haben einen sehr vornehmen Kollegen bekommen. Herzog Karl von Braunschweig hat die „Deutsche Londoner Ztg.“ angekauft und redigirt sie selbst. Ob er über dieser nützlichen Beschäftigung seine Pläne auf dereinstige Wiederbesteigung seines Thrones aufgegeben hat und künftig als Schriftsteller leben will, das muß man abwarten. An Abonnenten soll es ihm nicht fehlen.

**Italien.** Der Kardinal Ferratti, Bischof von Imola, hat unter dem Namen Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Er ist erst einige 50 Jahr alt und soll politischen Reformen nicht abgeneigt sein. Sicher er-

wartet man wenigstens eine umfassende Amnestie für alle politischen Vergehen, welche besonders der französische Gesandte, Graf Rossi, angerathen hat.

**Dänemark.** Jede Preßangelegenheit wird einer neuen Verordnung zufolge künftig den ordentlichen Gerichten zum Spruch vorgelegt und dadurch der Kanzlei- und Bureauwillkühr entzogen. Recht so!

**Rußland.** Aus Polen hört man nicht viel; nur werden die Untersuchungen mit aller Strenge fortgeführt und die allgemeine Entwaffnung wird konsequent durchgeführt. Die Hasen sind jetzt die glücklichsten Leute in Rußland, denn auch die Förster haben keine Gewehre mehr und gehen nur noch mit dem Stocke in den Wald. Die preussische Regierung zu Dypeln macht eine Verordnung von Baskewitsch bekannt, nach welcher alle Fremden die Waffen, die oft in ihren Pässen verzeichnet wären, entweder auf der Polizei deponiren oder auch ihre Kosten über die Grenzen schicken müßten. Das ist gründlich. — Der Kaiser hat sich mit der liebländischen Deputation lange über die Ursachen der Bewegung unter den dortigen Bauern unterhalten, welche demnach nicht unbedeutend zu sein scheint. Wahrscheinlich hat die russische Bekehrungssucht ihr gutes Theil daran, obgleich der Kaiser behauptet, sie sei nicht religiös, sondern durch die Noth hervorgerufen; denn die esth- und kurländischen Bauern, die sich besser ständen, seien ruhig geblieben. Meindorf bestreitet das und der Kaiser verspricht am Ende, er wolle der Proselytenmacheret abzuhelfen suchen. Dieses Versprechen wird nicht viel an den faktischen Fortschritten der griechischen Kirche ändern. Nikolaus duldet nur die griechische Religion, weil er seinen politischen Absolutismus mächtig fördert, wenn er zugleich das sichtbare Oberhaupt der Kirche ist. —

**Österreich.** Über den Gang der gallizischen Bauernbewegung läßt sich noch immer kein bestimmtes Urtheil fällen. Die Erlasse des Gouvernements sind sehr zurückhaltend und ermahnen die sich beschwerenden Dominien bloß, die herrschende Aufregung wohl zu berücksichtigen und zu beschwichtigen, wenn auch durch Konzessionen. Szela sucht, wie es scheint, die Forderungen der Bauern allgemach zu dämpfen; über seine Schritte scheint die Regierung ganz beruhigt zu sein, erwähnt sie sogar mit Anerkennung. Szela, antwortet sie einem Dominium, welches darüber Beschwerde führte, daß er in einem Erlasse den Bauern die Dienste verboten hätte, Szela habe versprochen, die Bauern zu den Sommerdiensten zu bewegen. Die Regierung hat also allem Anschein nach mit Szela, der so furchtbarer Ermordungen Ueblicher beschuldigt ist, unterhandelt! In diesem blutigen Drama ist wohl noch manches Räthsel zu lösen; die Zeit wird Klarheit bringen. —

L.

### Korrespondenzen.

(Herford, im Juni.) Von allen Seiten her werden seit dem Bau der Eisenbahnen Tumulte unter den Eisenbahnarbeitern gemeldet; fast jede Bahnstrecke hat ihren mehr oder minder bedeutenden Krawall gehabt. Die Ursachen werden selten sehr genau ermittelt; die Tumultuanten, die sich dann

in der Hitze gewöhnlich Exzesse gegen die Personen, welche ihren Haß auf sich luden, erlauben, werden bestraft und damit glauben denn Viele ein Recht gewonnen zu haben, die alleinige Ursache solcher Tumulte in der Störrigkeit oder den allzu hoch gesteigerten Ansprüchen und Erwartungen der Arbeiter zu finden. Gibt es doch immer sehr fromme Leute unter der hohen Bourgeoisie, welche unter kläglichem Augenverdrehen jammern: Die Arbeiter würden jetzt bei ihrem guten Verdienste so übermüthig, daß gar Nichts mehr mit ihnen anzufangen sei; alle Bande des Gehorsams und der Zucht zwischen Herrn und Arbeitern würden durch diesen hohen Lohn zerrissen! Man denke nur, die frommen Bourgeois jammern schon, weil etwas Lebensmuth und Lebenskraft bei den abgehärmten Webern, Spinnern und Tagelöhnern dadurch wieder erwacht ist, daß sie sich in Folge ihres höheren Tagelohnes einmal wieder eine Zeitlang ordentlich satt essen konnten. Der fromme Bourgeois schreit Zeter über die gottlose Zeit, weil der gekräftigte Arbeiter wieder den Menschen in sich zu fühlen beginnt, weil er sich nicht mehr ganz als willenlose Maschine behandeln lassen will. Es ist natürlich, daß die Arbeiter, wo sie in Masse beisammen sind, gegen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, welchen der einzelne Arbeiter sich schweigend unterwerfen muß, weil es nicht in seiner Macht steht, sie von sich abzuwehren, Widerstand leisten. Der Eine macht dem Andern Muth und so erheben sie sich gemeinschaftlich gegen das vermeintliche Unrecht; und wenn das ohne Exzesse geschieht, so wird der strengste Freund der Ordnung gewiß Nichts Erhebliches dagegen sagen können. Denn die Arbeiter dürfen mit Recht verlangen, daß man sie nicht unnöthiger Weise placke und bedrücke, wenn sie ihre fauere Arbeit ordentlich verrichten. Zuweilen mögen diese Plackereien und Unbilden nur in der Einbildung der Arbeiter existiren, zuweilen mögen sie durch den Geschäftsgang, durch technische Schwierigkeiten und andere unabänderliche Umstände entstehen, welche die Arbeiter nicht so genau zu beurtheilen wissen; dann werden sie aber stets einer freundlicheren Aufklärung über die Sachlage zugänglich sein. Ofter aber werden die Arbeiter wirklich durch Nachlässigkeit und Bequemlichkeit ihrer Vorgesetzten bedrückt und benachtheiligt und dann kann es leicht kommen, daß sie in Wuth gerathen und Exzesse begehen, wenn die von ihnen verlangte Aufklärung mit bürokratischem Hochmuth verweigert wird. Daraus mögen wohl die meisten Tumulte unter den Eisenbahnarbeitern entsprungen sein. Ein Vorfall, der sich kürzlich in Herford zutrug, beweist aber, daß sich die Arbeiter selbst bei wirklichem Unrecht leicht durch ruhige Vorstellungen und freundliche Behandlung beschwichtigen lassen, daß sie also nicht durch übermüthiges Gelüste, sondern durch wirkliche Noth zu Zusammenrottungen getrieben werden. Wir theilen den Vorfall mit, wie er von einem glaubhaften Manne erzählt wurde.

Eines Morgens versammelten sich die Eisenbahnarbeiter bei Herford und stellten die Arbeit ein. Der Stadtdirektor Herr Rose begab sich alsbald zu ihnen und fragte sie nach der Ursache dieses Schrittes. Die Arbeiter, die sich ganz ruhig hielten, von denen auch nicht einer trunken war, erzählten ihm denn, sie hätten nun seit langer Zeit um einen sehr geringen Lohn (ich glaube 9—10 Sgr.) gearbeitet. Es wären ihnen aber Nachschüsse versprochen, wenn die Arbeit abgenommen würde. Das verzögere sich aber Woche zu Woche, so daß ihnen die Sache bedenklich würde; zu-

dem könnten sie bei der jetzigen Theuerung von ihrem Lohne nicht existiren und würden also nicht eher wieder arbeiten, bis die Nachschüsse gezahlt wären, bis sie wüßten, ob sie mehr verdienten. Herr Rose sagte ihnen, sie möchten sich beschweren. Das würden sie bleiben lassen, war die Antwort, denn dann würden sie sicher entlassen. Diese Furcht, wegen einer begründeten Beschwerde entlassen zu werden, verräth eben kein sonderliches Vertrauen der Arbeiter zu den dortigen Eisenbahnbeamten; jedenfalls aber zeigt sie, daß die Arbeiter grade nicht von allzu großem Uebermuth geplagt werden. Herr Rose sagte ihnen, er würde ihren Beschwerden Abhülfe verschaffen, sie sollten das ruhig abwarten. Das versprochen und hielten die Arbeiter. Herr Rose berichtete und es ergab sich, daß die Erdarbeit seit 14 Wochen nicht abgenommen war. Das ist stark. Es kann wohl ein einzelnes Mal vorkommen, daß sich die geschaffte Arbeit nicht vollständig vernessen läßt. Aber 14 Wochen lang? Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Schwierigkeiten, welche das verhinderten, nicht in der Sache, sondern in der Person der damit Beauftragten begründet waren. Einleuchtend ist es aber, daß Arbeiter, die von der Hand in den Mund leben, nicht so lange auf den ihnen gebührenden Lohn warten *resp.* der Eisenbahngesellschaft nicht so lange kreditiren können. Jetzt wurde die Arbeit abgenommen, die Leute erhielten die ihnen zukommenden Nachschüsse und gingen ruhig wieder an die Arbeit. So hatte die Sache keine weiteren Folgen. Es hätte aber nur eines weniger ruhigen Auftretens, als das des Herrn Rose, bedurft, um die gereizte Menge in Wuth zu bringen und zu Erzfessen zu verleiten. Wäre dann nicht wieder die Schuld auf die Arbeiter geschoben? Und doch, wer trüge am Ende die moralische Schuld eines solchen Austritts, die Arbeiter, die nur verlangten, was ihnen gebührte, oder die Beamten, welche die Arbeit nicht abnahmen und dadurch den Arbeitern ihren Lohn vorenthielten? Ich denke, die Antwort ist nicht zweifelhaft. In den Kreisen der Bourgeoisie und Bürokratie wäre sie aber wahrscheinlich nicht so ausgefallen, wie sie nach den Gesetzen der Logik, nach Recht und Billigkeit ausfallen sollte. Der Besetzte hat immer Unrecht und — der Bestrafte auch!

(Aus dem **Osnabrückischen**, Anfangs Juni 1846.) Ein sauberes Geschichtchen, welches an die schlimmsten Zeiten des Feudalrechts erinnert und bei dem man sich unwillkürlich versucht fühlt auszusrufen: „*O tempora, o mores!!!*“ hat sich in hiesiger Gegend zugetragen. Möge dasselbe zu Nutz und Frommen der Leser des westphälischen Dampfbootes und als ein Beitrag zur Sittengeschichte unserer Zeit hier folgen.

Ein junger Mann, Namens G., hat sich mit einem niedlichen Bauer-mädchen verlobt. Alle Einrichtungen zu einer baldigen Hochzeit sind getroffen; nur eine sogenannte Heuer (Miethswohnung) fehlt noch. Der junge Mann geht zu dem Herrn Baron von — — —, stellt demselben seine Braut vor und sagt, wie er gesonnen sei, dieselbe zu ehelichen, wie ihm aber bis jetzt noch eine Wohnung fehle und wie er nichts sehnlicher wünsche, als eine solche auf den Wrechten des gnädigen Herrn zu finden. Der hochwohlgeborne Herr findet den Vorschlag gar nicht übel und betrachtet mit heimlichem Behagen das blühende, frische Bauer-mädchen. Eine

Wrechtenwohnung wird dem jungen Manne versprochen, dabei jedoch — man höre und staune! — zur ersten Bedingung gemacht, daß demnächst die Frau des jungen Mannes Sr. Gnaden zu jeder Zeit zu Gebote stehen müsse. Purpurröthe überzieht die Wangen des niedlichen Kindes, das mit niedergeschlagenen Augen verlegen am Schürzenbände zupft; wie vom Donnererschlage getroffen steht der junge Mann da. Endlich geht das Brautpaar ab, um — die Zumuthung des gnädigen Herrn in Überlegung zu ziehen. Nach zwei Tagen geht der Bräutigam, dieses Mal allein, wieder zu dem Herrn Baron, stellt ihm vor, wie es doch eine mißliche Sache sei, die von ihm gestellte Bedingung in den Miethscontract mit aufzunehmen und bittet ganz unterthänigst, davon absehen zu wollen. Der gnädige Herr läßt sich ohne diese Bedingung auf Nichts ein. Da endlich erklärt der arme Tross, der die Wrechtenwohnung doch nicht fahren lassen will, daß er zum Herrn Pastor gehen wolle, um sich dessen Rath in dieser Sache zu erbitten. Doch eifrig versetzt der Baron: „Nein, nein! von dem Pastor will ich Nichts hören!“

Damit blieb die Sache auf sich beruhen und die armen Brautleute haben noch keine Wohnung.

Die nöthigen Randglossen zu dieser Geschichte bleiben dem geneigten Leser überlassen; doch dürfte bei dem fast Unglaublichen, welches diese Geschichte bietet, für den etwa ungläubigen Leser die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß das Mitgetheilte durchaus der Wahrheit treu erzählt ist und deshalb auch die Veröffentlichung nicht zu scheuen brauchte. **P.**

(Lippstadt, im Juni 1846.) Ich wende mich mit der Bitte, nachstehende Mittheilung gütigst in Ihr geschätztes Blatt aufzunehmen, aus dem Grunde an Sie, weil ich weiß, daß Sie keine Rücksichten nehmen, wenn es gilt, den Verfolgten beizuspringen und Barbarei und Tyrannei zu entlarven. Ich habe mich vergebens bemüht, die Aufnahme dieser Thatfachen in verschiedenen sogenannten „liberalen Zeitungen“ zu erwirken.

Bei der Militäraushebung des Kreises Lippstadt, am 6. Oktober v. J., trat ein Kantonist (irre ich nicht, ein Schneider aus dem Amtsbezirke Rütthen) vor, welcher von dem General v. der Borke mit den Worten „Was bist Du?“ angerufen wurde. Als der Befragte, anscheinend ein blöder Mensch, diese wiederholt an ihn gerichtete Frage, deren Sinn ihm vernunftlich nicht klar war, unbeantwortet ließ, versetzte ihm der genannte General einige derbe Ohrfeigen. Es wurde ihm (dem Kantonisten) sodann die Frage begrifflicher gemacht, worauf er betrübt so gut antwortete, als er es vermochte.

Nicht viel besser erging es einem andern Konscriptirten. Derselbe zeigte dem General seinen, vom Militärarzte ausgestellten, Visitationsschein, welcher zerrissen war. Auf die Frage des Generals, wodurch der mangelhafte Zustand des Scheines entstanden, antwortete der Inhaber desselben, daß der Schein im Gedränge von andern Kantonisten zerrissen sei. Obgleich die Wahrheit dieser Antwort den Umständen nach wohl anzunehmen war, äußerte der General doch Zweifel darüber, ergriff den Befragten und schüttelte ihn lange so jämmerlich durcheinander, daß derselbe augenscheinlich, schmerzhaft ergriffen, die Beendigung seiner Qualen sehnlichst herbeiwünschte.

Auffallend, wie diese Thatfachen, war eine von dem genannten General bei derselben Gelegenheit ausgesprochene Ansicht. Ein alter, mit dem hessischen Felddienstzeichen decorirter, Mann hat um die Befreiung seines Sohnes vom Militairdienste und trug dabei vor, daß er den Feldzug in Spanien mitgemacht habe und lange Kriegsgefangener gewesen sei. Der General wurde hierüber unwillig und äußerte sein Mißbehagen in den Worten „nun will er sich damit groß machen, daß er in der Gefangenschaft gefessen hat; wäre er ein braver Soldat gewesen, so hätte er sich nicht gefangen nehmen, sondern zusammen hauen lassen!“ (!!!).

Diese Vorgänge fanden öffentlich, im Angesichte sämmtlicher Conscriptirter, statt. Ich habe Akt davon genommen, um sie vor das strenge Forum der öffentlichen Meinung zu bringen. Jeder Commentar ist überflüssig, die Thatfachen reden selbst. Zu wünschen ist übrigens, daß die höchsten Behörden solche Vorfälle mit unerbittlicher Strenge rügen. Was soll daraus werden, wenn den Staatsbürgern auf diese Weise die Neigung, ihren Militairpflichten zu genügen, benommen wird? Kann nicht mit Zug und Recht verlangt werden, daß Staatsbürgern, die vor der Behörde sich stellen, um Gesundheit und Leben Behufs Vertheidigung des Staats zu dessen Verfügung zu stellen, von dieser Behörde wenigstens menschlich behandelt werden? Was sagen unsere Patrioten dazu? Steigt ihnen nicht die Röthe der Scham in's Gesicht, wenn sie lesen, was für Dinge sich im neunzehnten Jahrhundert in dem gepriesenen Lande der Civilisation unter den Augen des Volks und noch bis jetzt ungestraft zutragen?

**(Bielefeld, im Juli 1846.)** Es ist historisch begründet, daß, bevor eine neue, wenn auch noch so vernunftgemäße, Richtung sich Bahn bricht, deren Gegner kurz vor ihrer völligen Niederlage noch einmal alle Kräfte aufbieten, das zu verhindern, was die Zeit unaufhaltsam fordert. Diese Erscheinung finden wir heute in dem Kampfe gegen religiösen Aberglauben wieder. Die Gegner der freien Richtung treten der religiösen Bewegung mit der erbittertsten Wuth entgegen, sie schlagen ihren letzten Verzweiflungskampf, um die schönste Naturgabe des Menschen, seine Vernunft, zu zerstören und ihn dann zum willenlosen Werkzeug ihrer eigennützigen, herrschaftlichen Pläne zu machen. Schauet um euch! überall stoßet ihr auf die Männer mit den blaffen, confiscirten Sündergesichtern, die, unstillen Blicks, mit leiser, zitternder Sprache oder im hohen Prophetentone, euch an die Sündhaftigkeit des Fleisches erinnern, christliche Liebe und Hingebung predigen, dabei aber die Hand fest auf der Tasche halten, damit der Teufel, Mammon genannt, ja nicht davon laufe.

Sehet die Weiber, in der Blüthe ihrer Jahre, verückten Blicks auf den himmlischen Bräutigam wartend, oder, wenn sie des Lebens Freuden bereits bis zur Überfüttigung genossen, nach dem alten Sprichworte die Maske der Heuchelei vornehmend und in tiefer Zerknirschung die Vergänglichkeit aller irdischen Lust predigend. Das sind sie, die der große Haufe fälschlich „die Frommen“ nennt. Sind aber die wirklich fromm, welche, jede natürliche Regung im Menschen ertödtet, ihn abstumphen für jede unschuldige Freude, für jeden, wahrhaft menschlichen, Genuß, welche, in ewiger, unklarer Schwärmerei befangen, den Armen für seinen diesseitigen fühl-

baren Hunger auf das jenseitige Manna, auf die ewige Seligkeit, bei der es weder Hunger, noch Durst giebt, verträsten, die den Menschen durch Fanatismus zum Wahnsinn, zur Verstümmelung des eigenen sündhaften Körpers, ja bis zum Selbstmorde treiben? Man glaube nicht, daß die Farben zu grell aufgetragen sind, wer aufmerksam um sich sieht, wird Beläge genug für die Wahrheit des Gesagten finden.

Und nicht genug, daß unser deutscher Boden mehr oder minder ungarnt ist von den giftigen Fäden des Pietismus, auch jenseits des Weltmeeres spannt er seine Netze aus. Unter dem Namen „Missions-Gesellschaften“ haben sich überall Vereine zur Verbreitung des Christenthums unter den Heiden gebildet, deren Leitung bei uns größtentheils in den Händen der Pietisten ruht. — Sie haben über bedeutende Geldkräfte zu gebieten, die hauptsächlich aus der Tasche des arglosen Landmanns wandern, der sich dadurch einen Stuhl im Himmel zu verdienen hofft. Man muß die s. g. Missionsfeste, wie sie hier zu Lande gefeiert werden, mit durchgemacht haben, um sich einen Begriff von der schädlichen Wirksamkeit dieser Vereine machen zu können. Da strömt von nah und fern das Landvolk zusammen, theils aus weltlicher Lust, um sich für die, von seinen Hirten mit dem Bann belegten, Schützenfeste, Kirchweihen u. s. w. zu entschädigen, theils aus Neugier, fabelhafte Mähr' aus fernen Ländern zu hören; die Acker, die Werkstätten stehen öde und verlassen, die gläubige Mutter entzieht sich der Pflege ihrer Kinder, um — zu beten an geweihter Stätte für das Gelingen der Missionen, um sich zu erbauen an dem Berichte über die wunderbaren Erfolge der gottbegeisterten Heidenbekehrer. Von der Kanzel herab ertönen an solchen Tagen am lautesten die Stimmen der Fanatiker, die zur Kräftigung ihrer lichtscheuen Werke nothwendig dann alles Menschliche, Sittlichkeit, Freiheit und Vernunft, verläugnen müssen. Wahrlich! sie haben es dringend nöthig, die Vernunft zu verachten, alles Wissen, als vom Teufel ausgehend, zu verdammen, und alle diejenigen, welche ihren gesunden Verstand zu Rathe nehmen und auf ihren eigenen Beinen stehen wollen, als Thoren und Frevler zu bezeichnen. Natürlich graut dem Wahnsinnigen vor der Vernunft, dem Unfreien vor der Freiheit und dem Heuchler vor der Wahrheit. Gewöhnlich schließen solche Feste mit einer Wallfahrt in's Freie unter Abtönung geistlicher Lieder (eine jammervolle Prozeßion derselben Leute, die sich, wenigstens theilweise, über eine Wallfahrt nach Frier lustig machen (!!)). Die geistlichen Herren erquickten sich dann auch wohl mit irdischer Speise und irdischem Getränk, während sie der demüthig zusehenden Menge von Zeit zu Zeit als Ersatz für solche Genuße die Prosamen pietistischer Rede zufließen lassen. Wir haben es mit angehört, wie bei einer solchen Gelegenheit einer der Hauptredner die Menge zu brünstigem Gebet für die Missionaire aufforderte, weil er von einem derselben die Nachricht empfangen, daß er an dem Erfolge seiner Befehrungsversuche jedesmal genau wissen könne, ob hier eifrig dafür gebetet sei, oder nicht. Man muß es mit ansehen, wie dem armen Volke dann der letzte Heller ausgepreßt wird, wie die Leute den Rest ihrer Habe opfern, ja sich nach ihrer Heimath wörtlich durchbetteln. Jeder Gebildete weiß, was solche Vereine bewirken, jeder weiß es, daß ihre Erfolge hinsichtlich der Verbreitung des Christenthums nicht der Rede werth sind und es auch unmöglich sein können, da der größte Theil der Missionaire aus ganz ungebildeten, rohen und egoisti-

sehen Menschen besteht, (wir kennen mehrere persönlich) die die Heidenbekehrung als einträgliches Handwerk ergreifen, nachdem es ihnen mit andern Beschäftigungen nicht recht geglückt ist. Solche Leute sind natürlich nicht im Stande, den Standpunkt der Civilisation und die Anschauungsweise der wilden Völkerschaften richtig aufzufassen und ihnen den Unterschied ihrer rohen Denkweise gegen das milde, humane Wesen des Christenthums begreiflich zu machen. Daher rührt es denn auch, daß die Missionnaire sich um das Wesen des Christenthums nicht bekümmern, sondern die Heiden durch Glaubenssätze, dogmatische Spitzfindigkeiten zum Christenthum zu bekehren vermeinen; welche Bemühung an dem ungeschwächten Naturfian der Indianer nothwendig scheitern muß. Haben nicht die Christen die freien unberdorneten Naturhöhlen aus ihren Wohnstätten vertrieben, die Brandfackel in ihre friedlichen Hütten geschleudert zur Befriedigung ihrer unbeschränkten Habsucht? Können ihr die Civilisation des christlichen Europa's mit den grellen Standesunterschieden, mit dem unfäglichen Elend der großen Masse gegenüber der Schwelgerei weniger Privilegirten, als einen wünschenswerthen Fortschritt anpreisen? Die protestantische Kirche verwendet jährlich an 3 Millionen Thaler auf diese Heidenbekehrung. Kann das gebilligt werden, während hier noch so viel Elend zu stillen, so viele christliche Heiden zu tüchtigen Menschen umzubilden sind? Und was könnte mit einer solchen Summe jährlich nicht für die materiellen Zustände unserer Brüder hier geschehen? Stillet mit euren Geldmitteln den Hunger, den ihr in andern Welttheilen nicht zu bekämpfen habt; wenn das erreicht ist, dann erst dürft ihr denen eure himmlische Speise bringen, die danach verlangen! Gehet hin, ihr Heidenbekehrer, in die Hütten der Armen, sehet sie auf nacktem Stroh verfaulen, glerig nagen an den Knochen, die von des Reichen Fische fielen, sehet, wie sie vom Menschen nichts mehr an sich haben, als die Gestalt, und dann brüstet euch mit der Bekehrung ferner Heiden, während die christlichen Brüder verhungern, dann prahlt mit den 3,000,000 Thaler, die ihr jährlich zu Gottes Ehre verausgabt! Den Fluch der armen Leidenden hört ihr nicht, ihr habt keine Ohren für das Diesseits, alle eure Sinne sind nur auf das Jenseits gerichtet!

Es ist an der Zeit, die Maske herunterzureißen von euren gottergebenen Gesichtern, es ist an der Zeit, die Vernünftigen zur Bekämpfung eures heillosen Treibens aufzurufen! Solche Sachen dürfen nicht gleichgültig ignorirt werden. Wir haben es nicht unterlassen können, den Fehdehandschuh hinzuwerfen, möchte unser Beispiel viele Nachahmer finden.

W.

**(Aus Westfalen.)** (Zur Lehre vom Menschen.) Die unglückselige Ansicht, daß der Mensch aus zwei selbstständigen Bestandtheilen, aus Seele und Körper, bestehe, ist noch so weit verbreitet, daß es wol nicht überflüssig erscheinen mag, gegen diese Ansicht hier zu protestiren, die Ungereimtheit derselben nachzuweisen und die Wahrheit von der Einheit des Menschen darzutun. — Jener in den Köpfen des Volks herrschende Glaube von den zwei selbstständigen Wesen im Menschen ist nebst vielen andern Quellen, die sich in unsern Tagen einer großen Pflege erfreuen, eine traurige Erbschaft des phantastereichen Mittelalters. So wie letzteres die classische Welt der Gegensätze, der Erde den Himmel, dem Menschen Gott

als absolute Gegenfäße gegenüberstellte, so setzte es dem Körper die Seele, der Materie den Geist entgegen und zerriß auf diese Weise das einheitliche Leben des Menschen. Die Lehre vom Menschen, wie sie im Mittelalter aufkam und in unsere Zeit, wie schon bemerkt, hereintragt, war die: Der Mensch besteht aus Seele und Körper, die für sich selbende, selbstständige Wesen sind und mit einander nichts gemein haben. Die Seele ist das unkörperliche, das geistige, das höhere Wesen, der Körper dagegen das materielle, das gemeine, das irdische; die Seele wohnt in dem Körper, wie die Schnecke im Schneckenhause. Bei einer solchen Ansicht von der Sache ist es gar nicht zu verwundern, daß, wie's der Fall war, der Körper als das Verwerfliche der Verachtung anheimfiel und in Schmutz und Unrath verkümmerte. — Jene mittelalterliche Ansicht von den zwei selbstständigen Wesen im Menschen beruht aber auf einem krassen Irrthume. Blumröder möge hier sprechen: „Wer verhindert wird zu essen oder zu trinken oder zu athmen, sagt derselbe, stirbt. Laß dir doch einmal fünf Minutenlang Mund und Nase zu halten und sieh zu, was die Seele dazu sagt. Ziehe einmal in dieser Dual der Erstickungsangst eine Quadratwurzel aus. Es kann ja gar kein Hinderniß haben; denn wie kann denn der plumpe Knebel, der Mund und Nase verschließt, die immaterielle Seele berühren und rühren? — Oder is und trink acht Tage nichts, und sieh' zu, wo deine Fröhlichkeit, Thatkraft, dein Muth, dein Denken hingekommen. — Wenn die Seele ein unkörperliches Wesen ist, warum nimmt sie denn so bedeutende Notiz davon, ob der Leib Auster und Champagner, oder Brod und Wasser, oder Rostbeef und Ale zu sich genommen oder gar nichts? — Warum wird sie denn mit träge und dumm, wenn der vollgeessene Körper es wird? Was gehts denn der unkörperlichen Seele an, ob die Harnblase voll oder leer ist, und was braucht sie denn bei *retentio urinae* in Verzweiflung zu gerathen? Was hat sie sich denn darum zu bekümmern, wenn man dem Leib ein Bein wegschneidet und wie braucht sie dann bei dieser Klüftigkeit, die für sie rein nichts sagend sein muß, so aus der Contenance zu kommen? — Wenn die Seele unkörperlich ist, warum wird sie denn bis zur Verwirrtheit ängstlich, wenn ein Floh im Stiefel herumkrabbelt und die Umstände es verbieten, ihn zu fangen? Beißt denn der Floh die Seele nicht ebenso wie den Leib? — Oder wie gehts denn zu, daß die Seele besoffen wird, wenn der Leib zu tief ins Glas geguckt? — Ein Mensch säuft sich voll, d. h. seine Hände führen viel Wein zu den Lippen, die Schlundmuskeln schlingen, der Magen nimmt, Hirn und Ganglien werden toll und voll. Die besoffenen Hände schlagen den Kellner todt, der dem durstigen Gaumen und gereizten Magen keinen Wein mehr bringen will, dem nüchternen Kopfe wird „von Rechtswegen“ der Kumpf weggehauen; bei der ganzen Geschichte aber kümmert sich die Seele den Teufel drum, schlägt beim Köpfen ein Schnippchen und fliegt in Abrahams Schooß.“ Wir haben hier Blumröder (s. Vom Irresein) sprechen lassen, und glauben, daß seine Argumentation genüge, um den Irrthum von den „zwei selbstständigen Wesen im Menschen“ darzulegen; aber, so sagt man, es sind das allerdings zwei zu unterscheidende Wesen, die mit einander in einer gewissen Verbindung stehen und nicht, wie man behauptet hat, nichts mit einander gemein haben. Hierwort später. □.

## Briefkasten.

Unter dem Postzeichen Gtartsberge ging uns ein Sendschreiben zu, unterzeichnet von einem Herrn R. Predari oder Tredari, Millingtdorf 8/4 46, in welchem der genannte Herr, den wir nicht zu kennen die Ehre haben, uns mit der überschwänglichsten Grobheit die in diesen Bl. enthaltenen Beurtheilungen des Standpunktes und der Geschichtschreibung Bruno Bauer's vorwirft. Wir danken dem Herrn, daß er seine eindringlichen Ermahnungen wenigstens frankirt hat; so könnten wir uns ganz ungetrübt daran ergöhen. Wenn wir aber auch nach wie vor durchaus nicht mit dem Standpunkte und der Geschichtschreibung des „einsamen“ Bruno Bauer einverstanden sind, so müssen wir doch hier öffentlich erklären, daß er eine so konfuse und abgeschmackte Vertheidigung, wie die des Herrn Pre- oder Tredari, auf keine Weise verdient hat. Im Interesse Bauer's werden wir also dieselbe nicht Herrn R. Hefß mittheilen, wie der Briefsteller wünscht.

Herr Wehdemeyer ermächtigt uns zu der Erklärung, daß an der Mittheilung der „Elberf. Ztg.“ aus Münster, als habe er sich dort um die Konzession zu einer politischen Zeitung beworben, kein wahres Wort sei. Das Bedürfnis zu einer zweiten Zeitung ist zwar sehr groß, obgleich die „Elberf. Ztg.“ dem widerspricht, „indem sie selbst, dem „berücktigten“ Merkur gegenüber, die wahre Provinzialzeitung für Westphalen sei und außer ihr der „Rhein. Beobachter“ auch die extravagentesten Ansprüche befriedige. Aber was soll man machen? Die Zeiten sind schlecht und wir wissen zu gut, daß es für unsere Partei jetzt keine Konzessionen gibt, als daß wir uns darum bemühen sollten. Das gottesfürchtige Blatt von der Wupper mag sich also beruhigen, es wird vor der Hand in Münster kein Blatt entstehen mit „kommunistischem Unsinn“ gefüllt, worin, wie es sagt, das „Westph. Dampfboot“ und der „Neue Rhein. Merkur“ bereits mehr als zu viel leisten. Der „Neue Rhein. Merkur?“ Nun, soll uns lieb sein. Warum hat aber der ehrbare Korrespondent den „Gesellschaftsspiegel“ vergessen?



Redacteur: **Dr. Otto Lüning** in Rheda.

Bielefeld. Verlag von **A. Helmich**. — Druck von **J. D. Küster, Witwe**.



